

**Dossier: Osteuropäisches Judentum**

Vom Shtetl bis zur Gegenwart

Bilanz einer zwölfjährigen Erfolgszeit:

Unterwegs mit Danielle Spera





# Lebe deine Liebe!

In der Regenbogenhauptstadt Wien kannst du deine Lebens- und Liebesentwürfe frei von Diskriminierung leben. Die Stadt unterstützt alle von Diskriminierung betroffenen homo-, bi-, transsexuellen und intergeschlechtlichen Wiener\*innen und bietet Aufklärungsarbeit. Du erhältst anonyme und kostenlose Beratung bei der Wiener Antidiskriminierungsstelle (WASSt).

**Hol dir jetzt Beratung!**

**Stadt  
Wien**

[wien.gv.at/queer](https://wien.gv.at/queer)



VON DANIELLE SPERA  
HERAUSGEBERIN



VON ANDREA SCHURIAN  
CHEFREDAKTEURIN

## Als ob nichts geschehen sei

Vor wenigen Tagen hörte ich in einem bekannten Café die Unterhaltung einer Gruppe Wiener Bürgerinnen und Bürger aus der gehobenen Gesellschaft. Zunächst wurde über die Organisation einer Charity-Auktion für ukrainische Flüchtlinge debattiert, doch wenige Minuten später brachte jemand das Thema von Luxusautos mit ukrainischen Kennzeichen auf, die momentan in der Wiener Innenstadt zuhauf zu sehen seien. Diese Konversation und vor allem die offenbar selektive Wahrnehmung bestürzte mich. Menschen aus der Ukraine flüchten vor Krieg, Gewalt und Tod. Das Einzige, das ihnen geblieben ist, ist oft das Auto, für das sie hart gearbeitet haben. Während in der Ukraine die Opferzahlen hochschnellen, das menschliche Leid täglich größer wird, die Zerstörung zunimmt, sinkt gleichzeitig das Mitgefühl mit der ukrainischen Bevölkerung. Als Ende Februar die Angriffe Russlands auf die Ukraine begannen, war die Empörung einhellig, die Empathie und die Hilfsbereitschaft überbordend. Doch was davon ist geblieben? Die humanitäre Situation in den angegriffenen Städten verschlechtert sich täglich. Der Krieg bestimmt das Leben der Menschen in der Ukraine. Doch nicht einmal drei Monate hat es gedauert, bis sich wieder die übliche österreichische Lethargie ausgebreitet hat. Erschreckend. Wir haben dem Thema jedenfalls dieses Heft gewidmet.

Ein Künstler, der sich mit diesem Phänomen auseinandergesetzt hat wie kaum ein anderer, hat uns vor wenigen Wochen verlassen. Dem Verdrängen der Vergangenheit und der Gegenwart hat Hermann Nitsch seine Kunst entgegengestellt. Das Schöne und das Hässliche, Glücksgefühle und Leid, alles, was das Leben ausmacht, in Ehrlichkeit darzustellen, war sein Bestreben. Auch wenn seine Kunst viele Grenzen überschritt, war er als Mensch von tiefstem Humanismus und Weisheit geprägt, eine Persönlichkeit mit einem umfangreichen Wissen weit über die Kunstgeschichte hinaus: eine Kapazität in seiner Kenntnis der Philosophie, Geisteswissenschaften, Religion. Er war, was wir im Judentum einen Chacham, einen Gelehrten, nennen – vor allem seine tiefen Einblicke in die jüdische Religion und in das jüdische Leben haben immer beeindruckt. Dass seine letzten Monate von seinem starken persönlichen Ringen um sein Leben gekennzeichnet waren, ist eine Fortsetzung seines Strebens danach, das Leben in all seinen Facetten und seiner ganzen Fülle freudig anzunehmen. Ich möchte ihm von Herzen für all das, was er mir auf meinem Lebensweg mitgegeben hat, danken. Für die vielen klugen Ratschläge, sein Wissen, seine Kunst, aber vor allem für seinen Humor. All das wird mir unendlich fehlen.

## Mehr als Sommerlektüre

Wie es aussieht, wird auch bei Erscheinen dieser *NU*-Ausgabe noch kein Friede zwischen Russland und der Ukraine herrschen. Laut Statistik Austria kletterte die Inflationsrate im März 2022 im Jahresvergleich auf 6,8 Prozent, Tendenz weiter steigend. Das Leben in Österreich hat sich seit Kriegsausbruch so stark verteuert wie seit über 40 Jahren nicht mehr. Das gefährdet – auch – den sozialen Frieden in unserem Land. Gleichzeitig ist anlässlich des Ukrainekrieges, den Eric Frey in seinem Essay als „beinahe jüdischen Krieg“ bezeichnet, eine Diskussion um die Neutralität Österreichs ausgebrochen. Rudolf Scholten, Ex-SP-Kunstminister, ehemaliger Generaldirektor der Österreichischen Kontrollbank und nunmehr Präsident des Bruno-Kreisky-Forums, plädiert für die Beibehaltung einer aktiven Neutralität; Martin Engelberg, ÖVP-Nationalratsabgeordneter und ehemaliger *NU*-Herausgeber, hingegen für deren baldiges Ende.

Anlässlich des Krieges beschäftigen wir uns dieses Mal schwerpunktmäßig mit jüdischem Leben in den Regionen der ehemaligen Sowjetunion bzw. dem sogenannten „Ostblock“. Inspiriert von ihrer eigenen Familiengeschichte erzählen die Geschwister Rosalinda und Mark E. Napadenski die unglaubliche und unglaublich berührende Odyssee einer bergjüdischen Familie. Die prominente, in der damaligen Sowjetunion geborene jüdisch-österreichische Schriftstellerin Julia Rabinowich beschreibt, wie ihr Vater vor der Auswanderung aus der UdSSR aus Sicherheitsgründen Unterlagen verbrannte; und sie spannt einen Bogen von ihrer Emigration zur beklemmenden Gegenwart des russisch-ukrainischen Krieges. Walter Juraschek wiederum erzählt seinem jungen Freund Nathan Spasić aus der Zeit, als Wien Drehscheibe für jüdische Flüchtlinge aus Osteuropa war und er als Mitarbeiter der Hebrew Immigrant Aid Society jenen half, die nach Deutschland weiterreisen wollten.

Und ich war unterwegs mit meiner Freundin, *NU*-Herausgeberin Danielle Spera. Der Grund dafür ist allerdings nicht unsere Verbundenheit seit Studentinnentagen. Sie hat seit ihrem Amtsantritt 2010 das Jüdische Museum Wien zu einer der zehn wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Stadt gemacht. Sie verstand es, mit den Ausstellungen Geschichten zu erzählen und damit jüdische und nichtjüdische Menschen gleichermaßen zu begeistern. Ab Juli ist sie bereit für neue berufliche Herausforderungen.

Ich hoffe, liebe Leserinnen und Leser, dass uns mit dieser *NU*-Ausgabe eine spannende, aktuelle Lektüre auch für Ihren – hoffentlich trotz der schwierigen Zeiten erholsamen – Sommerurlaub gelungen ist.

## Aktuell

### Fast ein jüdischer Krieg

Die jüdische Welt steht hinter der Ukraine und ihrem Recht auf Selbstverteidigung. Das ist kein Zufall.

Von *Eric Frey*

Seite 6

### „Der Krieg in der Ukraine weckt Emotionen und Ängste“

Das psychosoziale Zentrum ESRA hilft bei der Bewältigung traumatisierender Ereignisse. Ein breit gefächertes Angebot, mit dem aktuell jüdische Geflüchtete aus der Ukraine unterstützt werden.

Von *Savanka Schwarz*

Seite 8

### Der immerwährende Mythos

Der russische Angriff auf die Ukraine hat zu einer neuen Diskussion über die österreichische Neutralität geführt, die als politisch nahezu unantastbar gilt. Zwei Beiträge zur aktuellen Debatte.

Von *Rudolf Scholten* und

*Martin Engelberg.*

Seite 10

### „Ein Zuhause für jene schaffen, die ihres verloren haben“

Mehr als tausend ukrainische Jüdinnen und Juden haben Zuflucht in der jüdischen Gemeinde in Wien gefunden. Ein Lokalausgangsschein.

Von *Savanka Schwarz*

Seite 13

### Klein, aber aktiv

Wie schwer ist es, eine jüdische Gemeinde in der Steiermark aufzubauen und zu betreuen? Erster Teil einer Rundschau durch die Bundesländer.

Von *René Wachtel*

Seite 15

## Israel

### „Es ist die Kraft des Optimismus“

Uri „Buri“ Jeremias führt das beste Fischrestaurant von Akko. Im Lokal des Spitzenkochs und Humanisten arbeiten wie selbstverständlich jüdische, arabische, christliche und muslimische Israelis zusammen.

Von *Michael J. Reinprecht*

Seite 18

### Die Flucht ins gelobte Land

Israels Tor steht weit offen für jüdische Flüchtlinge aus der Ukraine. Dennoch wurden hunderte Ankommende abgewiesen.

Von *Tim Cupal*

Seite 20

### Regionalmacht Israel

Kommentar von *Martin Engelberg*

Seite 22

## Dossier: Osteuropäisches Judentum

### Sowjetbürger, Religionsgemeinschaft, nationale Minderheit

Mit dem Ende der Zarenherrschaft begann für die jüdische Bevölkerung im Russischen Imperium eine neue Epoche. Ein historischer Überblick über die wechselvolle jüdische Geschichte Russlands im 20. Jahrhundert.

Von *Frank Grüner*

Seite 24

### Die Ukraine als Wiege des Chassidismus

Die jüdische Gemeinde der Ukraine ist die drittgrößte Europas, das Land neben Israel das einzige der Welt mit einem jüdischen Premierminister. Hier entstand die chassidische Bewegung.

Von *Andrea Schurian*

Seite 29

### Die Odyssee einer bergjüdischen Familie

Eine Familiengeschichte über Aus- und Einwanderungen, über das ruhelose Suchen nach einer neuen Heimat und die vergebliche Hoffnung, vermisste Verwandte wiederzufinden.

Von *Rosalinda Napadeski* und

*Mark E. Napadeski*

Seite 31

### Manuskripte brennen nicht

Eine kleine Reise in der Zeit.

Von *Julya Rabinowich*

Seite 34

### „Ukrainer gibt es nicht“

Hinter dem Ukraine-Krieg wabern Mythen und Halbwahrheiten.

Von *Vladimir Vertlib*

Seite 36

### „Wien ist voller Steine der Erinnerung“

Der Fremdenführer Walter Juraschek arbeitete viele Jahre bei der jüdischen Flüchtlingsorganisation Hebrew Immigrant Aid Society, der Drehscheibe für jüdische Emigranten aus der Sowjetunion. Ein Gespräch.

Von *Nathan Spasić*

Seite 37

### Zion am Ende der Welt

Jüdische Kommunistinnen und Kommunisten aus aller Welt bauten in den unwirtlichen Wäldern Sibiriens ein Jüdisches Autonomes Gebiet nahe der chinesischen Grenze. Ein Besuch in Birobidschan.

Von *Danielle Spera*

Seite 40

### Langsames Erwachen

Siebenundsiebzig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs gibt es in den drei baltischen Staaten wieder eine merkbare Renaissance jüdischen Lebens.

Von *Otmar Lahodynsky*

Seite 42

### Herzblut für die Kunst

Der russische Angriffskrieg in der Ukraine hat dramatische Folgen für die Kunstschaffenden Russlands, aber auch für ihre zumeist jüdischen Mäzene.

Von *Simon Mraz*

Seite 45

## Unterwegs mit

### Danielle Spera

Zwölf Jahre war sie Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Ende Juni endet ihre Amtszeit. Ein stolzer Blick zurück und ein unternehmungslustiger in die Zukunft.

Von *Andrea Schurian* (Text)

und *Ouriel Morgensztern* (Fotos)

Seite 49

**Kultur**

**Auge um Auge**

Die Ausstellung „Rache. Geschichte und Fantasie“ im Jüdischen Museum Frankfurt thematisiert die Kulturgeschichte jüdischer Rachefantasien. Als Mehrwert ist ein vorzüglicher Begleitband erschienen.

Von *Michael Pekler*

Seite 52

**Kaffee als Lebenselixier**

Das Jüdische Museum Wien erzählt mit „Endlich Espresso! Das Café Arabia am Kohlmarkt“ nicht nur die Geschichte des Kaffeehauses, sondern auch die einer ungewöhnlichen Unternehmerpersönlichkeit.

Von *Michael Freund*

Seite 54

**Badener Villengeschichten**

Die Ausstellung „Sehnsucht nach Baden. Jüdische Häuser erzählen Geschichte(n)“ begibt sich auf Spurensuche nach dem regen gesellschaftlichen und kulturellen Leben in Baden um die Jahrhundertwende.

Von *Katharina Stourzh*

Seite 56

**„Wäre es moralischer gewesen, wenn er nicht gekauft hätte?“**

War der Kaufhauskönig Helmut Horten ein gnadenloser Ariseur? Heidi Goëss-Horten beauftragte den Historiker Peter Hoeres, die NS-Vergangenheit ihres 1987 verstorbenen ersten Mannes zu durchleuchten. Anlässlich der Eröffnung der Heidi Horten Collection war Peter Hoeres in Wien.

Von *Andrea Schurian*

Seite 57

**Süßer als Wein**

Kosher Sex? Gibt es das? Eine Ausstellung über Judentum und Sexualität zeigt, dass Lust und Leidenschaft keinesfalls im Widerspruch zum Glauben stehen.

Von *Julia Windegger* und *Danielle Spera*

Seite 59

**Hermann Nitsch (1938–2022)**

Ein Nachruf von *Andrea Schurian*

Seite 61

**Von der großen Sehnsucht**

Ein Fotoband von David Staretz über die Schwarzmeerstadt Odessa vor dem Krieg, als dort noch Alltagspoesie und Herzlichkeit dominierten. Mittlerweile herrscht Krieg in der Ukraine.

Von *Gregor Auenhammer*

Seite 61

**Aktive Erinnerung**

Leon Zelman (1928–2007), Begründer des Jewish Welcome Service, hat für die österreichischen Jüdinnen und Juden Unschätzbare geleistet. Zwei Publikationen würdigen den großen Humanisten.

Von *Gregor Auenhammer*

Seite 61

**Das vorletzte Wort**

**Wellnessurlauber im Dschungelcamp**

Wer möchte schon im Kibbuz schuften, solange uns russisches Gas warmhält? Und was kann der Hund des Bundespräsidenten zum NATO-Beitritt Österreichs beitragen? *Ronni Sinai* und *Nathan Spasić* wissen wie immer Bescheid.

Seite 64

**Rabbinische Weisheiten**

**Ist Frieden nur ein Traum?**

Von *Paul Chaim Eisenberg*

Seite 65



Erscheinungsweise: 4 x jährlich  
Nächste Ausgabe: September 2022.  
Auflage: 4.700

TITELBILD:  
© NEWSPIX/EXPA/PICTUREDESK.COM

**Kontakt**

Tel.: +43 (0)1 535 63 44  
Fax: +43 (0)1 535 63 46  
E-Mail: [office@nunu.at](mailto:office@nunu.at)  
Internet: [www.nunu.at](http://www.nunu.at)

**Bankverbindung**

IBAN: AT78 1100 0085 7392 3300  
BIC: BKAUATWW

**Sie sind an einem Nu-Abonnement interessiert?**

Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:  
Österreich: Euro 25,-  
Europäische Union: Euro 28,-  
Außerhalb der EU: Euro 32,-

**Abo-Service, Vertrieb & Anzeigen**  
*Ronni Sinai*, [ronni.sinai@nunu.at](mailto:ronni.sinai@nunu.at)

© DANIELLE SPERA



Diese alte, restaurierte Holzsynagoge steht im sibirischen Birobidschan nahe der chinesischen Grenze. Ein Dossier über Geschichte und Gegenwart osteuropäischen Judentums finden Sie ab S. 23.

# Fast ein jüdischer Krieg



April 2022: Ein Mann mit ukrainischer Flagge in der Nähe der Westmauer. Der Angriffskrieg Russlands spaltet die jüdische intellektuelle Welt nicht, zahlreiche Jüdinnen und Juden haben seit Kriegsausbruch ihre russische Heimat verlassen.

## Die jüdische Welt steht geschlossen hinter der Ukraine und ihrem Recht auf Selbstverteidigung. Das ist kein Zufall.

VON ERIC FREY

Als die russische Armee am 24. Februar die Ukraine überfiel, gab es kaum eine Stimme in Europa oder den USA, die das Regime von Wladimir Putin verurteilte. Über die beste Reaktion auf diesen Akt der Aggression gab es allerdings viele unterschiedliche Meinungen: Viele in der Politik und den Medien waren angesichts der erwarteten militärischen Überlegenheit Russlands überzeugt, dass die Ukraine rasch einen Kompromiss mit Russland finden müsse, der einen

Verzicht auf einen Nato-Beitritt sowie gewisse Gebietsabtretungen beinhalten würde. Und der Westen müsse sich bei Waffenlieferungen zurückhalten, um eine Eskalation des Krieges zu vermeiden. Selbst US-Präsident Joe Biden sprach ständig von der Gefahr eines dritten Weltkriegs. Auch wenn nur eine Minderheit die Kapitulation der Ukraine forderte, erschallte der Ruf nach Zugeständnissen umso lauter.

In den folgenden Wochen änderte sich die veröffentlichte Meinung allerdings radikal. Die militärischen Erfolge der Ukraine und die brutalen Kriegsverbrechen der Russen nahmen dem Szenario einer Teilung des Landes sowie einer erzwungenen Neutralität die moralische und realistische Grundlage. Nicht so in Deutschland, wo der offene Brief, in dem sich 28 Prominente in der Zeitschrift *Emma* gegen die Lieferung schwerer Waffen

aussprachen, eine weit verbreitete Meinung widerspiegelte – wenn auch keinen Konsens, wie der Gegenbrief einer anderen Prominentengruppe in der *Zeit* zeigte.

### Recht auf Selbstverteidigung

Wo ich in dieser Debatte stehe, lässt sich an meinen Kommentaren im *Standard* leicht ablesen. Von Tag zu Tag wurde ich mehr davon überzeugt, dass nur weitere militärische Erfolge der Ukraine eine akzeptable Lösung für diesen Konflikt bringen könnten, und dass ein Sieg möglich und sogar wahrscheinlich ist, wenn der Westen die Ukraine ausreichend unterstützt.

Eines fiel mir in zahlreichen Diskussionen im Freundeskreis sowie bei der Beobachtung der weltweiten Debatte auf: Jüdische Stimmen stehen fast ausnahmslos auf der Seite der Ukraine-Falken. Ja, es gibt Noam

Chomsky, der schon immer den US-amerikanischen Imperialismus für alles Übel verantwortlich gemacht hat. Der Ökonom Jeffrey Sachs und der Autor Peter Beinart warnen vor westlicher Hybris und der Unberechenbarkeit einer Konfrontation mit einer Atommacht. Aber intuitiv und intellektuell steht die jüdische Welt uneingeschränkt auf der Seite der Ukraine und deren Recht auf Selbstverteidigung. Unter dem in *Emma* veröffentlichten Brief fand sich keine einzige jüdische Unterschrift, unter dem Brief in der *Zeit* mindestens ein halbes Dutzend, darunter Maxim Biller, Michel Friedman, Eva Menasse oder Daniel Kehlmann.

Wer hier Parallelen zum Angriff der USA auf den Irak 2003 ortet, übersieht einen großen Unterschied. Auch dieser Krieg wurde von der israelischen Regierung und vielen jüdischen Stimmen in den USA und Europa unterstützt, vor allem aus einer ehrlichen Sorge, dass Saddam Hussein Massenvernichtungswaffen gegen Israel richten könnte. Zu dieser Gruppe zählten neben den sogenannten Neocons auch jüdische Linksliberale und sogar einige Linke. Aber eine bedeutende jüdische Minderheit war von Anfang an dagegen – und nach und nach wurde sie zur Mehrheit. Diesmal ist es anders: Der Ukraine-Krieg spaltet die jüdische intellektuelle Welt nicht. Es ist fast ein jüdischer Krieg.

### Wille zum Widerstand

Für dieses Phänomen gibt es mehrere Erklärungen. Judentum ist keine pazifistische Religion. Auch wenn man sich mit Schalom begrüßt und täglich um den Frieden betet, ist die Geschichte der Israeliten in der Bibel die eines des bewaffneten Kampfes; die jüdische Ethik beschäftigt sich mit

den Prinzipien des gerechten Krieges, nicht des gewaltlosen Widerstands.

1800 Jahre, zwischen dem Bar-Kochba-Aufstand gegen die Römer und den jüdischen Partisanengruppen, die im Zweiten Weltkrieg gegen Wehrmacht und SS kämpften, hatten Juden keine Gelegenheit zum bewaffneten Widerstand, wenn sie verfolgt wurden. Auch in der Shoah war es nur einer kleinen Minderheit möglich, sich gegen die Deportationen und die Ermordung zu wehren. Aber das war keine bewusste Entscheidung, sondern eine Folge der Machtlosigkeit. Und alle Überlebenden hatten auf irgendeine Weise Widerstand geleistet und sich gewünscht, dass es noch viel mehr hätte sein können. Der Aufruf von Mahatma Gandhi, die Juden sollten sich doch gewaltlos gegen das NS-Regime wehren, wird bis heute als peinlicher Irrtum des Säulenheiligen des Pazifismus gesehen. Und nach 1945 war es allen Jüdinnen und Juden in Europa bewusst, dass sie ihr Leben dem so schwer errungenen Sieg der Alliierten über Hitler-Deutschland verdankten.

Der Zionismus und die Gründung des Staates Israel durch jüdische Kämpfer hat den Willen zum bewaffneten Widerstand im jüdischen Denken weiter verstärkt. Selbst Kritiker der israelischen Besatzungs- und Siedlungspolitik würden das Recht auf Selbstverteidigung nicht in Frage stellen. So wie jetzt die Ukraine hat auch Israel in zahlreichen Kriegen größere und besser ausgerüstete Feinde durch kluge Taktik und überlegene Technologie zumindest in Schach gehalten.

Dass die Ukraine mit Wolodymyr Selenskyj einen jüdischen Präsidenten hat, der durch seinen Mut und seine Eloquenz zur Symbolfigur des Widerstands geworden ist, hat die emotionale Verbundenheit von Jüdinnen

und Juden zur Ukraine verstärkt und die noch vor ein paar Jahren weit verbreiteten Ressentiments gegen den ukrainischen Nationalismus verdrängt. Ja, Stefan Bandera und andere nationale Anführer waren Antisemiten und NS-Kollaborateure. Aber heute wird faschistisches Gedankengut viel mehr von Putins Tyrannei verbreitet als von der kleinen rechtsextremen Szene in der Ukraine.

Und wenn man sich die Putin-Versteher und Russland-Beschwichtiger im Westen anschaut, dann findet man sie überwiegend bei jenen rechten und rechtsextremen Kräften, die sonst zum Antisemitismus neigen.

Selbst die israelische Regierung, die aus realpolitischen Gründen lange Zeit keine Stellung im Konflikt beziehen wollte, weil sie mit Russland in Syrien kooperiert, ging nach der unfassbaren Behauptung von Außenminister Sergej Lawrow, wonach Juden die schlimmsten Antisemiten gewesen seien und auch Hitler jüdisches Blut gehabt habe, auf Distanz zu Moskau. Die spätere Entschuldigung Putins für diese Aussage hat den Schaden in den Beziehungen nur zum Teil begrenzt. Auch in Israel ist man sich bewusst, dass der großrussische Nationalismus, der von der orthodoxen Kirche gestützt wird, seine historischen Wurzeln auch vom Antisemitismus des Zarenreiches hat. Unter den hunderttausenden meist gut ausgebildeten Russen, die seit Kriegsausbruch ihre Heimat verlassen haben, finden sich auch zahlreiche Jüdinnen und Juden.

Denn eines haben wir alle in unserer grausamen Geschichte gelernt: Eine Welt, in der Diktatoren wie Putin ihre Ziele mit militärischer Gewalt oder Drohungen durchsetzen können, kann für Juden niemals ein sicherer Ort sein.

„Dass die Ukraine mit Wolodymyr Selenskyj einen jüdischen Präsidenten hat, der durch seinen Mut und seine Eloquenz zur Symbolfigur des Widerstands geworden ist, hat die emotionale Verbundenheit von Jüdinnen und Juden zur Ukraine verstärkt.“

# „Der Krieg in der Ukraine weckt Emotionen und Ängste“

© SAVANKA SCHWARZ



Andrea Gresznaryk, Fachärztin für Psychiatrie: „Der Mehrheit kann ich zurzeit wenig psychiatrisch helfen. Die Menschen können noch nicht darüber reden.“



Maximilian Zirkowitsch, Sozialarbeiter: „Die jüdische Gemeinschaft hilft sehr engagiert dabei, die jüdischen Geflüchteten rasch zu integrieren.“



Marlene Dörtl, psychiatrische Gesundheitspflegerin: „Momentan steht die Abdeckung der Grundbedürfnisse im Vordergrund.“

## **Medizin, Sozialarbeit, Psychiatrie oder Psychologie: Das psychosoziale Zentrum ESRA der Israelitischen Kultusgemeinde unterstützt Jüdinnen und Juden bei der Bewältigung traumatisierender Ereignisse. Ein breites Angebot, mit dem aktuell jüdischen Geflüchteten aus der Ukraine geholfen wird.**

VON SAVANKA SCHWARZ

Derzeit bieten ESRA-Mitarbeiter zweimal wöchentlich ihre Unterstützung im Hotel Orangerie im 12. Wiener Bezirk an, wo ausschließlich jüdische Geflüchtete aus der Ukraine untergebracht sind. Wie gelingt es, Menschen in diesem Ausnahmezustand allgemeinmedizinisch, psychisch und sozial zu unterstützen? Wird die Hilfe angenommen? Können sprachliche Hürden überwunden werden? *NU* hat bei einer Fachärztin für Psychiatrie, einem Sozialarbeiter und einer Krankenpflegerin nachgefragt.

### **Andrea Gresznaryk, Fachärztin für Psychiatrie und psychotherapeutische Medizin**

Ich bin wöchentlich im Hotel Orangerie und sehe, dass es sehr wenig Bedarf an psychiatrischer Hilfe gibt. Momentan. Schwer traumatisierte Menschen sprechen selten unmittelbar nach einem Trauma darüber, sondern sie spalten es eher ab. Die Spannungen, die mit dem Trauma zusammenhängen, zeigen sich eher in körperlichen Symptomen.

Wenn ich die Geflüchteten auf die Kriegserfahrungen anspreche, sehe ich, dass sie ungern darüber reden. Aber die meisten haben welche gemacht, denn sie sind ja nicht im Voraus geflüchtet, sondern haben Sirenenalarmlaute oder Bombenanschläge erlebt. Ich habe beispielsweise einen Buben behandelt, der permanent Sirenen imitiert hat und mit seinen Händen schießende Gewehre nachgestellt hat. Im Grunde hat er Krieg nachgespielt. Seine Eltern und er kommen jetzt regelmäßig in Behandlung. Aber der Mehrheit kann ich zurzeit wenig psychiatrisch helfen. Die Menschen können noch nicht darüber reden. Sie leiden eher unter Schlafstörungen oder körperlichen Symptomen.

Laut Statistiken entwickeln rund 50 Prozent der Menschen, die Kriegserlebnisse mitbekommen haben, eine posttraumatische Belastungsstörung. Das bedeutet eine langfristige Störung, nicht nur eine akute. Die psychischen Symptome sind vor allem: deutlicher emotionaler und sozialer Rückzug, Flashbacks, Alpträume und eine erhöhte Schreckhaftigkeit. Langfristig kann dieser Zustand zu andauernden psychischen Störungen und zur Entfremdung von anderen Menschen führen, wodurch die ganze Symptomatik wiederum verstärkt wird.

Gerade bei der älteren Generation, die den Zweiten Weltkrieg miterlebt hat oder bei Menschen, deren Eltern von der Shoah betroffen waren, weckt der Krieg in der Ukraine sehr heftige Emotionen und Ängste. Ich merke das bei meinen Patienten, die schon seit längerer Zeit in Behandlung sind. Hier findet eine Verschlechterung der Angstsymptomatik statt. Aber es kommen aktuell auch neue Patientinnen und Patienten, die noch nie bei ESRA waren und berichten von solchen Emotionen.

In vielen Flüchtlingsheimen gibt es ebenfalls psychologische Hilfeeinstellungen. Das ist eine große Heraus-

forderung, viele Kassenärzte haben jetzt schon lange Wartelisten. Dazu kommen die sprachlichen Barrieren, die vor allem bei einer Gesprächstherapie eine große Rolle spielen. Gerade bei traumatisierten Menschen ist die Stabilität des guten sozialen Netzwerks sehr wichtig. Sie müssen spüren, dass es Unterstützung gibt und dass sie Hilfe bekommen können. Das sind wichtige Faktoren, um eine post-traumatische Belastungsstörung zu bewältigen.

#### Maximilian Zirkowitsch, Sozialarbeiter

Wir vermitteln den Geflüchteten, dass sie nicht alleine sind, sondern sich auf unsere Unterstützung verlassen können. Das gibt ihnen Halt. Die Menschen werden durch die Flucht und den Eintritt ins Fremdenrechtssystem zwangsweise zur Klientel für Sozialarbeit gemacht. Doch damit hatten die meisten vorher keinen Kontakt, deshalb gibt es anfangs manchmal Hemmschwellen. Wir kümmern uns darum, dass die Ukrainerinnen und Ukrainer rasch den Flüchtlingsstatus erhalten, da diverse staatliche und Versicherungsleistungen daran ge-

koppelt sind. Wir klären sie über rechtliche Rahmenbedingungen auf, begleiten sie zu Amtswegen, kümmern uns um Unterkünfte und beraten sie in Bildungs- oder Berufsfragen. Wir bieten auch sogenannte Perspektivengespräche an, in denen besprochen wird, ob die Geflüchteten längerfristig in Wien bleiben wollen. Es gibt zum Beispiel Leute, die sehr gut Englisch sprechen, aber gar kein Deutsch. Die wollen oft weiter in die USA. Die jüdische Gemeinschaft hilft sehr engagiert dabei, die jüdischen Geflüchteten rasch zu integrieren. Viele Mitglieder stellen Wohnungen oder Zimmer bereit. Wien hat aber auch eine ausgeprägte Infrastruktur, die auf die Bedürfnisse von Jüdinnen und Juden ausgerichtet ist. Beispielsweise haben jüdische Schulen in Wien sofort Klassen für Geflüchtete bereitgestellt. Hier gibt es auch genügend Personal, das russisch oder ukrainisch spricht.

#### Marlene Dörtl, psychiatrische Gesundheits- und Krankenpflegerin

Sozialarbeit wird vermutlich momentan am häufigsten in Anspruch genommen, aber auch die Leistungen der Allgemeinmedizin. Viele der

Patientinnen und Patienten haben bestehende Grunderkrankungen und benötigen medizinische Versorgung. Da die Menschen zum Glück Wohnungen beziehen können, diese jedoch in unterschiedlichen Bezirken sind, schauen wir, dass sie in der Umgebung in niedergelassenen Allgemeinpraxen gut versorgt sind. Unser Angebot, mehrmals wöchentlich im Hotel Orangerie vor Ort zu sein, wird sich voraussichtlich langsam reduzieren. Wir vermitteln den Menschen allerdings, dass die Hilfeleistungen in unserem Zentrum im 2. Bezirk weiterhin zur Verfügung stehen. Man spürt bei allen Geflüchteten die psychische Belastung. Doch momentan steht die Abdeckung der Grundbedürfnisse im Vordergrund. Und erst, wenn das gesichert ist, dann kommt die Zeit, wo genügend Raum vorhanden ist, sich dem Trauma zu widmen. Zum Glück haben wir in ESRA einen russisch sprechenden Kollegen, der jedoch leider auch begrenzte Ressourcen hat. Ansonsten sind wir mittlerweile gut organisiert mit Dolmetschern. Dennoch bleibt das immer noch eine Herausforderung!

Inserieren, was Sie so  
besonders macht  
und im **nu**  
neue Kunden gewinnen!



Werben Sie in unserem Magazin und erreichen Sie über 4.500 LeserInnen. Auch online auf unserer Website [nunu.at](http://nunu.at)! Infos auf [www.nunu.at/werbung](http://www.nunu.at/werbung) oder kontaktieren Sie uns per e-mail an [office@nunu.at](mailto:office@nunu.at).



Österreich ist ein kleines Land im Herzen Europas, dessen Bewohnern die Vergangenheit oft wichtiger ist als die Zukunft. Die Neutralität als gut verwaltetes Erbe – ist das nun gut oder schlecht?

# Der immerwährende Mythos

**Der russische Angriff auf die Ukraine hat zu einer neuen Diskussion über die österreichische Neutralität geführt. Während Schweden und Finnland in die NATO drängen, gilt die Neutralität hierzulande als politisch nahezu unantastbar. Zwei Beiträge zur aktuellen Debatte.**

## Für eine aktive Neutralität Österreichs

VON RUDOLF SCHOLTEN

Die Neutralität bleibt unbezweifelt, solange sie nicht auf der Probe steht – und wird dubios, wenn es gerade auf sie ankommt. Sie wird an Festtagen zum Glaubensbekenntnis hinaufgezitiert und an Tagen, wo sie nützt, zum Symbol der Feigheit heruntergemacht.

Entkleiden wir die Neutralität ihrer mythologischen Überladung. Häufig werden Phänomene, die man pragmatisch fest in der Vernunftordnung verankern könnte, durch Glorifizie-

rungen der Diskussion entzogen und locken gerade deshalb im Akutfall den Widerstand.

Wenn eines weder unser Verdienst noch unsere Schuld ist, dann ist es die Größe und geografische Lage unseres Landes. Ein kleines Land inmitten Europas, das ist weder gut noch schlecht, es ist schlicht die Realität. Wir sind gemeinsam mit der neutralen Schweiz ausschließlich von NATO-Ländern umgeben. Das ist die Ausgangsposition unserer Diskussion.

Die erste Frage ist, ob das Konzept der Neutralität der Welt an sich guttut oder schadet. Würde man zum Thema der Bekämpfung der Klimakrise die

Frage stellen, ob die Nichtteilnahme eines kleinen Landes schadet oder nützt, wäre die Antwort wohl: Selbst wenn unser Beitrag im Weltmaßstab nicht bedeutsam ist, müssen alle uneingeschränkt mitmachen, um gemeinsam das Ziel zu erreichen.

Stellt man die gleiche Frage zum militärischen Spielraum eines Landes, kommt man zur Antwort, dass mehr militärische Neutralität die Sicherheit auf dieser Welt tendenziell erhöhen würde, gegenüber der gegenteiligen Annahme, dass kein einziges Land militärisch neutral ist. Die Position, die Neutralität feierlich zu bejahen, wenn sie gar kein Thema ist und zu

bezweifeln, kaum wird sie relevant, ist jedenfalls kein staatspolitisch verantwortungsvoller Standpunkt.

Die Neutralität durch ein Diskussionsverbot schützen zu wollen, ist ebenfalls eine inadäquate Therapie. Sie auf das Podest der Unantastbarkeit zu stellen, löst den Ehrgeiz aus, sie in Frage zu stellen. Sie als Preis für den Staatsvertrag zum ungeliebten Erbe der jüngeren Geschichte zu degradieren, macht sie klein und unattraktiv.

Es ist kein Zufall, dass die österreichische Neutralität mit dem Zusatz „aktiv“ zu verstehen ist.

Wenn ein Land erklärt, außer zur Selbstverteidigung keine militärischen Mittel einzusetzen, ist das ein marginaler Beitrag zur internationalen Friedenssicherung. Zugleich setzt man sich dabei dem Vorwurf der mangelnden Solidarität und Hilfsbereitschaft aus.

Wenn ein Land seine aktive Neutralitätspolitik dadurch belebt, sich bei Konflikten überproportional zu engagieren, dann kann daraus ein Zusatznutzen entstehen, der den Wert militärischer Parteinahme bei weitem übersteigt.

Das heißt, dass die Frage nach der Sinnhaftigkeit der Neutralität nur durch die Bewertungen ihres internationalen Engagements zu beantworten ist: Dazu gehört eine aktive Politik als Vermittler zur Wiederherstellung von Frieden bis hin zur Teilnahme an militärischen Aktionen zur Friedenssicherung, dazu gehört auch eine engagierte Aufnahme von Opfern aus Kriegsregionen und jede Form der Hilfe für Betroffene.

Vom Mittleren Osten über den Balkan bis nach Afrika genießen die österreichischen Soldaten und Soldatinnen für ihren Beitrag zur Erhaltung von Frieden einen hervorragenden Ruf.

Der beste Dienst, den man der Neutralität tun kann, ist es, den Zusatz „aktiv“ sehr ernst zu nehmen. Wenn international festgestellt wird, dass der Beitrag eines neutralen Österreichs einen willkommenen und wesentlichen Zusatznutzen schafft, dann hat die Neutralität ihren Wert bewiesen.

Selbstverständlich muss das österreichische Bundesheer in seiner Fähigkeit gestärkt werden, die Verteidigung unseres Landes glaubhaft über-

nehmen zu können. Es ist fragwürdig, die Wahrscheinlichkeit zu beurteilen, in welchem Ausmaß unser Land von militärischen Angriffen bedroht ist, weil historisch die realen Gefahren in ihrer Dimension häufig kurz davor noch nicht als relevant erkennbar waren.

Die Schweiz legt bei präziser Beachtung ihrer neutralen Prinzipien Wert darauf, im Ernstfall der Selbstverteidigung ihre Systeme mit denen der NATO verbinden zu können. Diesem Konzept liegt die Annahme zugrunde, dass ein Angriff auf die Schweiz, ohne zugleich umliegende NATO-Staaten anzugreifen, kaum denkbar ist.

Wenn wir Neutralität ernst nehmen, dann muss unser Ehrgeiz sein, sie als Element aktiver Unterstützungen und Außenpolitik zu leben. Nur wenn wir diesen Ehrgeiz nicht mehr erfüllen können oder wollen, verliert sie ihren Sinn und Nutzen. Wenn man diesem Faden folgt, wäre die Aufgabe der Neutralität eine kapitale Niederlage unseres Landes, seine internationale Verantwortung wahrzunehmen.

Dies alles gilt für Österreich und nicht für andere Länder, die eine Neutralitätsdebatte führen, weil die geografische Situation und die historische Neutralitätsentscheidung Österreichs mit anderen zu diesem Thema nur sehr eingeschränkt vergleichbar sind. Die Neutralität macht für Österreich sehr viel Sinn, wenn sie nicht als historisches Erbe verstanden wird, sondern als moderne Politikaufgabe.

Also: Neutralität JA, wenn der Auftrag, sie aktiv zu gestalten, ernsthaft wahrgenommen wird.

Rudolf Scholten ist Präsident des Bruno-Kreisky-Forums.

## Für eine neue österreichische Sicherheitspolitik

VON MARTIN ENGELBERG

Halten wir vorweg noch einmal einige Fakten fest.

Erstens verlangte die Sowjetunion im Zuge der Staatsvertragsverhandlungen die Neutralität Österreichs als Preis für den Abzug ihrer Truppen.

Österreichs Neutralität war also rein opportunistisch und stand im Gegensatz zu Deutschland unter Konrad Adenauer, das diesen Weg nicht gehen wollte, um die Bundesrepublik fest im Westen und in der NATO verankern zu können.

Zweitens diente die Erklärung der Neutralität „nach dem Muster der Schweiz“ dazu, klarzustellen, dass sich Österreich eindeutig den westlichen Werten von Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Marktwirtschaft – wie eben die Schweiz – zurechnen würde. Mit Neutralität war also nicht Gesinnungsneutralität oder ein „dritter Weg“ zwischen West und Ost gemeint.

Drittens wurde die Neutralität ausdrücklich nicht Bestandteil des Staatsvertrages, womit Österreich von den Alliierten nicht für seine Neutralitätspolitik zur Rechenschaft gezogen werden konnte und kann.

Viertens hat Österreich seine Neutralität der Völkergemeinschaft bekanntgegeben – sie ist jedoch durch keinen internationalen Vertrag garantiert, sondern eine einseitige Erklärung Österreichs.

Wie stellt sich die Situation Österreichs heute dar?

Österreich – lautet zumeist das erste Argument – sei mit der Neutralität sehr gut gefahren. Sie habe uns über Jahrzehnte Frieden und Wohlstand gebracht. Dem ist entgegenzuhalten, dass unser heutiger Wohlstand durch die Großzügigkeit der USA mittels des Marshall-Plans begründet wurde, sich parallel und mit den anderen westlichen – aber nicht neutralen – marktwirtschaftlichen Ländern entwickelt hat und wir uns schließlich über Jahre und Jahrzehnte hinweg, wie Schwarzfahrer, viel Geld erspart haben, das andere für unsere Sicherheit ausgegeben haben. Denn gesichert und bezahlt wurde der Friede in Europa durch die USA und die NATO.

Österreich hätte sich als Brückenbauer, als Ort der Begegnung bewährt, wird weiters behauptet. Dies bezeichnet die frühere ÖVP-Außenministerin Ursula Plassnik als Selbstüberschätzung, die an Selbstbetrug grenze: „Wie soll denn Diplomatie einen Angriffskrieg, eine Cyberattacke, die unser Gesundheitssystem lahmlegt, oder das Abdrehen eines Gashahns stoppen?“, fragt sie – völlig zu Recht – jüngst in

einem Interview. Schließlich wird oft argumentiert, Österreich sei heute ohnehin praktisch zur Gänze von NATO-Staaten umgeben und dadurch geschützt. Das ist schon eine ziemliche Chuzpe. Es sollen also heute Staaten wie Tschechien, die Slowakei, Ungarn und Slowenien für unsere Sicherheit – vor allem nach Osten hin – bezahlen. Und wir wollen uns für alle Zukunft darauf verlassen, dass sie dies auch immer tun werden. Ernsthaft?

Ob wir es wahrhaben wollen oder nicht: Der 24. Februar 2022, der Tag, an dem Russland seinen Angriffskrieg gegen die Ukraine begann, wird als „Super 9/11“ für Europa in die Geschichte eingehen. So wie der Fall des Eisernen Vorhangs im Jahr 1989 das Ende der Nachkriegsordnung darstellte, bedeutet der 24. 2. 22 das Ende des darauffolgenden „Honeymoons“. Angesichts der globalen Bedrohung der Länder der westlichen Welt durch totalitäre, undemokratische, expansionistische und kriegerische Regimes wie vor allem

Russland und China kann sich kein westliches Land einer sicherheitspolitischen Debatte und Positionierung entziehen – auch Österreich nicht.

Wenn sich Finnland – mit der „Finnlandisierung“ der Inbegriff einer strikten Neutralität – und Schweden, das eine viel längere Tradition der Neutralität besitzt als Österreich, zu einem NATO-Beitritt entschließen, dann ist das sicher nicht wegen der gemeinsamen Grenze bzw. einer größeren geografischen Nähe zu Russland. Dieser Entschluss ist vielmehr dem Umstand geschuldet, dass die Freiheit und Sicherheit dieser Länder nur durch den Beitritt zu einem Verteidigungsbündnis, wie die NATO es ist, gewährleistet werden kann. Und eben nicht durch Neutralität oder gratis durchschummeln.

Sogar in der Schweiz, auf die wir uns ja immer berufen, findet eine Diskussion über die Neutralität statt. So argumentiert der renommierte Schweizer Rechtsprofessor René Rhi-

now in der NZZ, heute wären Nationalstaaten kaum mehr in der Lage, sich autonom zu verteidigen: „Sie sind auf Kooperationen, Rüstungszusammenarbeit und Interoperabilität angewiesen, die notgedrungen Parteinahmen mit einschließen muss. Neutralität gegen unsere Interessen und auf Kosten der eigenen Sicherheit kann und soll es nicht geben“, schreibt er.

Es gibt zwei unterschiedliche Lehren, die man aus den Gräueln des Zweiten Weltkriegs ziehen kann. Die eine ist der Ruf: Nie wieder Krieg! Die andere ist: Nie wieder dulden wir verbrecherische Regime, Gewaltherrschaft und Völkermord. Und dafür müssen wir bereit sein zu kämpfen und uns sowie unsere Werte zu verteidigen.

Martin Engelberg ist Abgeordneter zum Nationalrat (ÖVP).

## Sie haben Fragen an das Bundeskanzleramt?

📧 [service@bka.gv.at](mailto:service@bka.gv.at)

☎️ 0800 222 666  
Mo bis Fr: 8–16 Uhr  
(gebührenfrei aus ganz Österreich)

📠 +43 1 531 15-204274

✉️ Bundeskanzleramt  
Ballhausplatz 1  
1010 Wien

🚩 Bundeskanzleramt

Das Bürgerinnen- und Bürgerservice des Bundeskanzleramts freut sich auf Ihre Fragen und Anliegen!  
[bundeskanzleramt.gv.at](http://bundeskanzleramt.gv.at)

ENTGELTICHE EINSCHALTUNG

# „Ein Zuhause für jene schaffen, die ihres verloren haben“

© SAVANKA SCHWARZ



„Es darf nicht passieren, dass Jüdinnen und Juden aus der Ukraine später sagen, ihnen wurde nicht geholfen“: Rabbi Moshe Kolomoitsev (li.) und Maxim Slutski leisten täglich unermüdlich Hilfe.

**Vor Beginn des russischen Angriffskriegs lebten nach Angaben des European Jewish Congress bis zu 400.000 Jüdinnen und Juden in der Ukraine. Mehr als 22.000 sind geflohen, über tausend Geflüchtete fanden Hilfe durch die jüdische Gemeinde in Wien.**

VON SAVANKA SCHWARZ

Freitagmorgen, halb zehn. Eigentlich sollte er gerade bei dem täglichen Treffen der Israelischen Kultusgemeinde (IKG) sein, bei dem seit knapp drei Monaten jeden Tag besprochen wird, wie den geflüchteten Jüdinnen und Juden aus der Ukraine am effektivsten geholfen werden kann, erzählt Maxim Slutski. Er ist einer dieser Helfer und als Koordinator unmittelbar in das Hilfsprojekt involviert. Heute macht er wegen unseres Interviews eine Ausnahme und wird nicht an der sogenannten Krisensitzung teilnehmen. Wir treffen uns in einem geschichtsträchtigen Haus im ersten

Wiener Gemeindebezirk. Hier wurden während des Holocausts Jüdinnen in sogenannten Sammelwohnungen zusammengepfercht, um sie anschließend in Konzentrationslager zu deportieren. Heute befindet sich in diesem Haus das Büro des Immobilienspezialisten Maxim Slutski – Geschäftstreffen finden seit Beginn des russischen Angriffskriegs auf die Ukraine hier allerdings keine mehr statt. Slutski hat seine Arbeit nämlich vorläufig aufgegeben, um sich ganz auf die Hilfsarbeit fokussieren zu können. Er war lange nicht mehr aktiv in der IKG engagiert, berichtet er. Bis der Krieg ausbrach

und ihm klar wurde, dass jetzt alle zusammenarbeiten müssen. Maxim Slutski ist ein Mann, der nicht gerne im Vordergrund steht. Während er privaten Fragen eher ausweicht, wird er nicht müde zu betonen, wie dankbar er für die Hilfe der vielen Freiwilligen sei.

### Großes Engagement

Wir setzten uns in einen der großen Räume, in denen auch regelmäßig gemeinschaftliche Essen für die Geflüchteten stattfinden. Neben uns liegen stapelweise Plastikboxen mit frisch zubereitetem koscherem Frühstück, die im Laufe des Morgens abgeholt bzw. verteilt werden. Auch mir wird eine angeboten. Über Slutski hängt ein großes Bild von Menachem Schneerson, dem Rabbiner der Chabad-Gemeinschaft. Neben ihm sitzt Moshe Kolomoitsev, der junge Rabbi der Jewish Russian Speaking Community Vienna (JRCV).

Sowohl Slutski als auch Kolomoitsev sind in der Ukraine geboren und gehören zur Chabad-Gemeinschaft, die in der Ukraine die größte jüdische Community ausmacht. In Wien zählte sie vor Kriegsbeginn rund 700 Mitglieder, mittlerweile sind es mehr als doppelt so viele. In den ersten Tagen des Angriffskriegs halfen Mitglieder der jüdisch-russischen Gemeinschaft ihren Freunden und Familien, sicher nach Wien zu kommen. Als auch andere jüdische Ukrainerinnen und Ukrainer vom Engagement der JRCV hörten, klingelten ihre Handy pausenlos, berichtet Rabbi Kolomoitsev. Nachdem die IKG ihre Hilfe zugesichert hatte und somit mehr Ressourcen für akute Hilfeleistungen vorhanden waren, teilte man Nachrichten auf Social Media, um jüdische Vertriebene und Flüchtende explizit nach Österreich einzuladen.

Die Resonanz war riesig und die jüdische Gemeinde reagierte schnell: Rund 220 Wohnungen mietet die IKG mittlerweile für jüdische Geflüchtete, aber auch Hotels wie etwa die Orangerie im 12. Bezirk stellen Zimmer zur Verfügung. Es wird Unterstützung für Amtswege organisiert und finanzielle Hilfe von der Gemeinde zur Verfügung gestellt. Außerdem bietet das psychosoziale Zentrum ESRA psychologische Hilfe an. Jüdische Schulen und Kindergärten nehmen ukrainische Kinder auf. „Ein Zuhause für jene schaffen, die

ihr Zuhause verloren haben.“ So beschreibt es Rabbi Moshe Kolomoitsev. Praktizierende Jüdinnen und Juden sollen hier ein jüdisches Leben führen können. Wien hat eine aktive jüdische Gemeinde mit diversen Gebetsstätten, koscheren Supermärkten und Restaurants. „Diese Infrastruktur sowie die Unterstützung der IKG sind die Gründe, weshalb viele Juden Wien als neue Heimat nach ihrer Flucht anpeilen“, so Slutski.

Die IKG bietet mehrmals täglich koscheres Essen an, das von Gemeindegliedern zubereitet wird. Allein in Slutskis ehemaligem Büro kommen täglich rund 200 jüdische Ukrainerinnen und Ukrainer zusammen, um koscher zu speisen. Es gibt eine gut ausgestattete Küche und viele Freiwillige, die täglich frisch kochen. „An einem Strang ziehen“, erläutert Slutski die Devise und lobt das Engagement des IKG-Präsidenten Oskar Deutsch, der – mit vielen anderen Mitgliedern – alle Hebel in Bewegung gesetzt habe, um effektiv und schnell Hilfe leisten zu können. Sein eigenes Engagement ist für Slutski eine Selbstverständlichkeit: „Es darf nicht passieren, dass Jüdinnen und Juden aus der Ukraine später einmal sagen, ihnen wurde nicht geholfen.“

### Wien als neue Heimat

Neben staatlichen Hilfsleistungen für Geflüchtete gibt es für die neuen IKG-Mitglieder auch monetäre Unterstützung: „Auch wenn viele der Geflüchteten einst erfolgreiche Geschäftsleute waren, haben sie in der momentanen Situation oft nicht mehr als ihr Auto und das, was bei der Flucht noch ins Fahrzeug gepasst hat. Auch diese Menschen unterstützen wir.“ Finanziert werden diese Hilfeleistungen mittels Spenden innerhalb der Gemeinde. „Die Tora gibt vor, dass man zehn Prozent seines Einkommens spenden soll. In Zeiten wie diesen sind es bei jenen, die es sich leisten können, eben sechzig oder sogar siebzig Prozent.“ Kontakt und Hilfeleistungen für Menschen, die in der Ukraine geblieben sind, gibt es auch noch. Doch immer mehr verlagere sich die Unterstützung auf Hilfsbedürftige in Wien, da die Versorgung von über tausend Geflüchteten viele Ressourcen verbraucht. Es lässt sich nur mutmaßen,

ob die ukrainischen Jüdinnen und Juden auch nach Kriegsende in Wien bleiben werden. Slutski geht davon aus, dass es umso wahrscheinlicher wird, je länger die Menschen hier sind: „Natürlich gibt es welche, die ihre Koffer nicht einmal richtig auspacken und nach dem Krieg sofort wieder zurückwollen. Aber vor kurzem habe ich mit einer Familie aus Odessa gesprochen. Sie wollte ursprünglich gleich wieder zurück. Nach einer Bombenattacke auf ihre Stadt war für sie allerdings klar, dass sie mit diesem Gedanken abschließen müssen und sich hier ein neues Leben aufbauen werden.“

### Möglicher Zuwachs

Die jüdische Gemeinde in Wien könnte dadurch ein signifikantes Wachstum erfahren. Slutski vermutet ein ähnliches Szenario wie in den 1990er und 2000er Jahren in Deutschland, als die Anzahl deutscher Juden durch die sogenannten „Kontingentflüchtlinge“ erstmals wieder wuchs. Damals durften Jüdinnen und Juden sowie Menschen mit jüdischen Vorfahren aus der Sowjetunion nach Deutschland auswandern. Über einen Zuwachs in der jüdischen Gemeinde würde man sich hier jedenfalls freuen, versichert Rabbi Moshe Kolomoitsev.

Wann Slutski seiner Arbeit als Geschäftsmann wieder nachgehen wird, steht für ihn noch nicht fest. „Wie kann man sich ein Limit fürs Helfen setzen, wenn man doch weiß, dass woanders Leute vor dem Krieg flüchten?“



© FISCHER GRAZ

Die neue Synagoge mit zweihundert Sitzplätzen ist das Prunkstück der Gemeinde: Das Untergeschoß beherbergt auch das Gemeindezentrum und eine Dauerausstellung.

# Klein, aber aktiv: Die jüdische Gemeinde in der Steiermark

**Seit Elie Rosen, Präsident der jüdischen Gemeinde in Graz, vor zwei Jahren tätlich angegriffen wurde und Anschläge auf die Synagoge verübt wurden, sind die jüdischen Einrichtungen der Landeshauptstadt streng bewacht. Wie schwer ist es, eine jüdische Gemeinde in der Steiermark aufzubauen und zu betreuen? Ein Lokalaugen-schein.**

VON RENÉ WACHTEL

Schon von Weitem sehe ich den hohen Zaun. Seit dem tätlichen antisemitischen Angriff auf Elie Rosen und den Anschlägen auf die Synagoge 2020 ist die Liegenschaft, auf dem sich Gotteshaus und Verwaltungsgebäude befinden, streng bewacht. Rosen begrüßt mich in seinem Büro im ersten Stock. Er fühle sich seit dem Vorfall sicher, sagt er. Er hat Personenschutz, die Zusammenarbeit mit Polizei und Verfassungsdienst bezeichnet er als sehr gut. Damit sind wir schon beim ersten Thema: Antisemitismus in der Steiermark beziehungsweise in Graz. Die Stadt an der Mur hat einen hohen moslemischen Bevölkerungsanteil, die Islamistszene in Graz ist sehr aktiv. „Andererseits pflegen wir sehr gute Kontakte zur Islamischen Religi-

onsgemeinschaft, die sich durchwegs um Ausgleich bemüht. Das sind jedenfalls bessere Kontakte als zur katholischen Geistlichkeit hier in Graz. Aber vermutlich ist hier der Antisemitismus nicht stärker als sonstwo in Österreich.“

## Wechselhafte Geschichte

Das zeigt auch ein kurzer Blick in die jüdische Vergangenheit des Landes. Im Mittelalter war Juden vor allem Handel und Geldleihe erlaubt, außerhalb von Graz durften sie in Judenburg, Murau, Bruck/Mur, Hartberg und Voitsberg ihren Geschäften nachgehen. Auch das damals zur Steiermark gehörende Marburg hatte eine bedeutende mittelalterliche jüdische Gemeinde. Doch 1497 kam es zur Vertreibung



Die familiäre Atmosphäre stärkt die Zusammengehörigkeit. Und gelacht wird natürlich auch.

der Juden durch Maximilian I. Diese „Judensperre“ dauerte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, ehe es im Zuge der Revolution 1848 und durch das Staatsgrundgesetz von 1867 zur Gleichberechtigung der Juden kam.

Bald wuchs die Gemeinde in Graz wieder auf rund 1200 Menschen an, 1887 wurde eine große Liegenschaft am Grieskai erworben, wo sich auch heute noch der Sitz der jüdischen Gemeinde befindet. 1892 wurde auf dem Gelände nach Plänen von Maximilian Katscher die große Synagoge errichtet, der erste Rabbiner, Samuel Mühsam, nahm seine Arbeit auf.

Anfang des 20. Jahrhunderts sollte die Gemeinde mit 2200 Mitgliedern ihren Höchststand erreichen. Doch der Nationalsozialismus bereitete dem jüdischen Leben auch in der Steiermark ein jähes Ende, 1940 erklärte sich die steirische Landeshauptstadt als „judenrein“. Nach dem Zweiten Weltkrieg kehrten einige Familien wieder nach Graz zurück, 1946 konstituierte sich

wieder eine jüdische Gemeinde. Als einer der Präsidenten fungierte von 1980 bis 2000 der gebürtige Grazer und britische Honorarkonsul für Kärnten und Steiermark, Kurt David Brühl (1929–2014). In seine Amtszeit fiel auch die von der Stadt initiierte Errichtung der neuen Synagoge, die am 9. November 2000 – 62 Jahre nach der Zerstörung des alten Gotteshauses – feierlich eröffnet wurde.

### Klein, aber aktiv

Heute gebe es rund 150 Gemeindeglieder, erzählt Rosen, wobei fast alle in Graz leben. Nur eine Familie wohnt in Hartberg. In Kärnten zähle man fast gar keine Mitglieder. „Wir versuchen ein ganz normales Gemeindeleben zu organisieren. In der Synagoge finden zumindest alle zwei Wochen zu Schabbatot Gebete mit Kidduschim statt, bei denen jetzt auch öfters der Oberrabbiner für Slowenien zu Gast ist, Rabbiner Ariel Haddad aus Triest. Das wird sehr gut angenom-

men. Und mit koscherem Catering, das aus Wien geliefert wird, versuchen wir, in familiärer Atmosphäre den Freitagabend und Samstag zu begehen. Auch zu Rosch ha-Schana, Jom Kippur, Pessach oder Chanukka gibt es gemeinsame Feierlichkeiten für die Gemeindeglieder.“ Doch da würden auch die Schwierigkeiten des religiösen Lebens beginnen, so Rosen. „Es gibt derzeit keinen ständigen Rabbiner in der Stadt und natürlich keine koscheren Geschäfte. Letztes Jahr ist auch der Schammes unserer Synagoge verstorben, Freiwillige halten sich in Grenzen.“ Als Landesrabbiner kommt Schlomo Hofmeister aus Wien und bietet etwa Schiurim an. „im Jahr 2016 hatten wir sogar eine dreifache Bar-Mizwa. Das war ein besonderes Ereignis“.

Doch es müsse nicht jede Jüdin und jeder Jude Mitglied der Gemeinde sein, präzisiert Elie Rosen seinen eher pragmatischen Ansatz, nur diese selbst offen für alle. Mittelfristig er-

„Es müsse nicht jede Jüdin und jeder Jude Mitglied der Gemeinde sein, präzisiert Elie Rosen seinen eher pragmatischen Ansatz, nur diese selbst offen für alle.“

achtet er dennoch Migration als einzige Möglichkeit, das Überleben kleinerer Gemeinden zu sichern. Ein anderes Problem seien die Konversionen, bei denen die Nachfrage größer sei als die Möglichkeiten: „Am Land ist es faktisch unmöglich geworden, Übertritte umzusetzen.“ Seitens der Autoritäten sei vielfach die Ansicht vertreten worden, dass man in Österreich nur in Wien jüdisch leben könne. Konversionen von Personen aus der Provinz, die es immer gegeben habe, seien daher überwiegend abgelehnt worden. „Dabei ignoriert man aber das historische Faktum des Landjudentums.“ Immerhin wird in Graz jüdischer Religionsunterricht, organisiert als Sonntagschule, angeboten. Religionslehrer ist Avi Eliassi, ein gebürtiger Israeli, der seit mehr als dreißig Jahren in Graz lebt und auch Iwrit unterrichtet.

### Große Resonanz

Wir besuchen die neue Synagoge, das Prunkstück der Gemeinde, mit der Kubatur des Wiener Stadttempels und zweihundert Sitzplätzen. Nach dem Einbau einer Beschattungs- sowie einer Klimaanlage ist das Gebäude auch im Sommer gut nutzbar. Das Untergeschoß beherbergt das Gemeindezentrum mit eigener Küche. Eine Dauerausstellung im ebenfalls im Untergeschoß gelegenen Foyer erzählt die wechselvolle Geschichte der jüdischen Gemeinde in der Steiermark. Seit Anfang 2017 wird auch ein pädagogisches Programm für Schulen angeboten, das viele Klassen in die Synagoge und die Ausstellung bringt. Zudem hat die Gemeinde eine eigene Lern-App zum Judentum entwickelt.

Dass es ihm gelungen ist, die Wahrnehmung der jüdischen Gemeinde durch zahlreiche Aktivitäten und Initiativen im kulturellen Bereich deutlich zu steigern, erfüllt Präsident Rosen mit Stolz. „Da ist zum Beispiel das mobile Bethaus als Einladung

zur Auseinandersetzung mit der jüdischen Gemeinde: Die Installation der Künstler Oskar Stocker und Luis Rivera wurde letzten Sommer am Grazer Hauptplatz präsentiert und kam so gut an, dass sie in der Zwischenzeit auch in Innsbruck gezeigt wurde und nun nach Salzburg gehen soll.“ Auch die Chanukka-Installation des slowenischen Künstler Matic Veler voriges Jahr vor der Synagoge fand viel Beachtung.

Auf große Resonanz stößt auch der jüdische Neujahrsempfang zu den hohen Feiertagen. „Leider war dies in den letzten zwei Jahren coronabedingt nur eingeschränkt möglich, aber heuer wollen wir wieder unser Möglichstes tun. Es ist ein zwangloses Zusammenkommen von Gemeindemitgliedern mit Entscheidungsträgern aus Wirtschaft, Politik und Gesellschaft der Stadt Graz.“

Apropos Entscheidungsträger: Auf rund 400 Quadratmetern im ersten Stock des Verwaltungsgebäudes soll ein jüdisches Kulturzentrum entste-

hen, wesentliche Eckpunkte wie die Finanzierung sind mit Stadt und Land bereits geklärt. Noch dieses Jahr soll mit dem Umbau begonnen werden, 2024 die planmäßige Eröffnung stattfinden. Neben Konzerten, Ausstellungen und Vorträgen soll auch eine Position für Artists in Residence für junge jüdische Künstlerinnen und Künstler eingerichtet werden.

Am Ende unseres Gespräches äußert Elie Rosen noch einen besonderen Wunsch: „Ich möchte mittelfristig einen hauptverantwortlichen Rabbiner hier in Graz vorstellen. Das könnte die Gemeinde aufwerten und eine magnetische Wirkung entfalten, will aber gut überlegt sein.“

Bei meiner Rückfahrt nach Wien denke ich darüber nach, wie schwer es ist, selbst in einer mittelgroßen Stadt wie Graz eine kleine jüdische Gemeinde aufzubauen und mit Leben zu füllen. Ich werde in den nächsten Ausgaben von *NU* auch über die anderen jüdischen Gemeinden in Österreich berichten.



© MINIMANTOLIC

Hat die Wahrnehmung der jüdischen Gemeinde durch zahlreiche Aktivitäten und Initiativen deutlich gesteigert: Präsident Elie Rosen.

# „Es ist die Kraft des Optimismus“

© JACK GUIEZ/AFP/PICTUREDESK.COM



Ein weißer Bart macht noch keinen Propheten, dennoch lebt Uri Jeremias so, „als würde ich noch hundert Jahre da sein.“

**Uri „Buri“ Jeremias führt nicht nur das beste Fischrestaurant von Akko, sondern ist auch ein großer Humanist. Im Lokal des Spitzenkochs arbeiten wie selbstverständlich jüdische, arabische, christliche und muslimische Israelis zusammen.**

VON MICHAEL J. REINPRECHT

Es ist Mitte April. Pessach steht vor der Tür, Ostern ist nicht weit. Seit ein paar Tagen begleiten Terroranschläge den Beginn des Ramadan und wecken Erinnerungen an die vorjährige Eskalation der Gewalt in den gemischt besiedelten Städten Israels, die schließlich im Gaza-Krieg gipfelte. Ich sitze im besten Fischrestaurant Israels bei Uri „Buri“ Jeremias in der alten Kreuzfahrerstadt Akko. Der Himmel ist klar, aber ein kühler Wind treibt Schaumkronen auf die Wellen, als wollten sie der angespannten Lage im Lande ein Abbild geben.

**NU:** Ich komme gerade von einem Spaziergang durch die Altstadt und den Hafen. Es ist sehr ruhig, wenige Leute sind unterwegs, in den Cafés sieht man kaum Touristen. Ist das noch die Nachwirkung der Pandemie?

Uri Jeremias: Das hat verschiedene Gründe, aber natürlich spielt die Pandemie noch immer eine Rolle. Wir kehren erst jetzt langsam zur Normalität zurück. Und es ist derzeit Ramadan. Da sind traditionell weniger Menschen auf der Straße.

**Hatten Sie während der Pandemie das Restaurant geschlossen?**

Wir hatten sechs Monate lang zu. Um mein Team nicht zu verlieren, habe ich entschieden, dass wir für fünfzig alleinstehende, arme, teils alte Leute in Akko kochen und das Essen verteilen. Die Liste der Leute hatten wir von der Stadtverwaltung, die auch die Versicherung meiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bezahlt hat. Und die waren glücklich, eine Aufgabe zu haben. Als wieder aufgesperrt wurde, haben andere Restaurants und Hotels kaum Personal gefunden, aber wir konnten gleich wieder durchstarten.

**Hat es staatliche Hilfe gegeben?**

Sowohl für die Angestellten als

auch für das Unternehmen. Für die einen zu viel, weil sie es nicht ausgeben konnten, für mich als Unternehmer zu wenig. Es hat gerade ausgereicht, um den Kopf über Wasser zu halten. Sonst hat es nichts gedeckt, gar nichts.

**Wie viele Leute haben Sie hier?**

Insgesamt 64. Im Restaurant und im Hotel. Alle verschiedenen Religionen arbeiten bei uns: Juden, Christen, Moslems.

**Es gibt wieder Terroranschläge, etwa in Tel Aviv, wo ein Palästinenser auf Gäste eines Cafés geschossen, drei getötet und Dutzende verletzt hat. Auch rund um den Tempelberg in Jerusalem ist während des Ramadan die Spannung gestiegen. Haben Sie Angst, dass es wieder zu Ausschreitungen kommt wie im vorigen Mai, als auch auf Ihr Restaurant Brandanschläge verübt wurden?**

Ich bin kein Prophet, aber ich kann nicht glauben, dass es hier in Akko wieder beginnt.

**Sie sehen aber aus wie einer mit Ihrem langen Bart.**

Ein Bart macht noch keinen Propheten. Aber im Ernst: Anstatt Angst zu haben, muss man danach trachten, dass es nicht wieder passiert. Und das erste, was man machen muss, ist zu lernen, was damals passiert ist. Die Leute erzählen Geschichten, wollen nicht der Wahrheit in die Augen schauen. Und nicht die richtigen Konsequenzen ziehen. Dann kommen sie auf Lösungen, die nichts bringen. Ich bemühe mich zu verstehen, was damals passiert ist, um zu vermeiden, dass es sich wiederholt.

**Das heißt?**

Wir hatten voriges Jahr, ein paar Tage vor den Unruhen, eine große Bürgerversammlung. Der Imam der großen Moschee hatte zum Iftar-Essen (Fastenbrechen) eingeladen. 400 Leute waren da, alle Honoratioren der Stadt, darunter der Rabbi, die jüdischen und christlichen Würdenträger, der Bürgermeister, der Polizeichef. Auch Bahai aus Haifa und Drusen aus dem Norden.

Das harmonische Zusammenleben wurde beschworen, das wir hier haben. Genau eine Woche später, am 11. Mai, kam es zu den Unruhen. Auch mein Restaurant und das Hotel wurden angegriffen. Und dann war die Frage: „Wie ist das möglich?“ Es waren ja bei dem großen Iftar-Essen am Hauptplatz alle da, die Intelligenzija, die Würdenträger – wie konnte dies also passieren? Man sieht die einfachen Leute nicht, man versteht sie nicht, man weiß nicht, welche Probleme sie haben. Wir haben in Wahrheit keinen Einfluss auf sie.

### Wer sind die sogenannten „einfachen“ Leute?

Oft sind es sehr junge Leute, die nicht in die Schule oder in die Arbeit gehen. Sie sind hier auf den Straßen, manche nehmen Drogen, einige sind kriminell. Aber wenn sie in meiner Küche arbeiten, dann sind das tolle Köche. Als ich jung war, gab es einen Fußballklub. Wir lernten Instrumente spielen. Heute? Hat der Heranwachsende TikTok, Smartphone und Fake News. Da braucht es nur wenig, um eine Katastrophe auszulösen – und zehntausende Idealisten sind machtlos.

### Sie haben jüdische, arabische, christliche und muslimische Israelis angestellt. Wie gestalten sich unter diesen Vorzeichen die tägliche Zusammenarbeit und das Miteinander in Ihrem Betrieb?

Unser Mikrokosmos funktioniert. Wir haben auch Russen, wir haben Ukrainer. Schauen Sie sich um, man hört Lachen, aber keine Schreierei, keine Musik. Ich liebe Musik, aber nicht hier in dieser Kakophonie.

### Viele zivilgesellschaftliche Organisationen bemühen sich um ein friedliches Miteinander in Israel. Das sind lauter Aktivitäten im Kleinen, aber wie ist eine Lösung der Konflikte im Großen zu erreichen?

Ich bin jetzt bald 78 Jahre alt. In meinem Verständnis gibt es keinen Weg außer einem friedlichen Zusammenleben, um eine bessere Zukunft für unsere Kinder zu erreichen. Man muss den Anderen annehmen wie er ist. Ich habe schon viele kluge Menschen getroffen, aber niemand kannte eine andere Lösung als diese. Darum bleibe ich dabei.

### Was gibt Ihnen die Kraft?

Es ist die Kraft des Optimismus. Der Glaube an das Gute, dass das Richtige gewinnt. Außerdem glaube ich an das Leben. Wenn Sie verstehen wollen, wie ich denke: Ich lebe immer so, als würde ich noch hundert Jahre da sein. Es geht darum weiterzugehen, der Weg ist entscheidend, nicht das Ziel. So habe ich zum Beispiel erst voriges Jahr mit Kollegen der Universität Haifa ein Start-up gegründet, ein Food-Tech-Unternehmen, das Proteine aus pflanzlichen Stoffen herstellt.

Das wird die Küche von morgen revolutionieren. Außerdem betreibe ich noch Forschungen zu byzantinischem Essen, also quasi der Vorform der „mediterranen“ Küche.

### Wollen Sie nicht das, was Sie im „kleinen Kosmos“ machen, in einem größeren Wirkungskreis gestalten? Warum gehen Sie nicht in die Politik?

Politik ist nicht mein Ding. Die Leute sind dann Diener einer Partei. Ich will mich nicht hinter einer Mauer verstecken, ich will meine Freiheit und Unabhängigkeit behalten.

### Die Menschen sind eben nicht alle gleich.

Richtig, und das ist gut so, das ist schön. Es geht um Respekt, Achtung. Wenn eine Gruppe der anderen etwas aufzwingen möchte, ist das nicht nur politisch unkorrekt. Es ist rassistisch. Wenn ich sage, dass ich in meinem Restaurant keine Araber beschäftigen will, ist das rassistisch. Aber wenn ich sage, dass die Araber besser mit Olivenöl arbeiten, weil sie das kennen, und die Russen, die bei mir arbeiten, nichts davon verstehen, dann ist das nicht rassistisch. Genauso werde ich nicht den Araber fragen, ob er sich mit Wodka auskennt, da er als Moslem nicht Alkohol trinken darf. Das ist vielleicht politisch unkorrekt, aber nicht rassistisch.

### Es geht Ihnen also um Koexistenz?

Nein, es geht um mehr. Koexistenz, würde ich sagen, funktioniert zwischen zwei Individuen. Als Gruppe brauchen wir ein gutes Zusammenleben. Und das haben wir. Es ist irgendwie ganz normal. Nicht normal ist, dass die sehr kleinen Gruppen der Radikalen auf beiden Seiten so viel Aufmerksamkeit bekommen. Das ist der Schwanz, der mit dem Hund wedelt. Fünf Prozent Radikale auf beiden Seiten beherrschen das Bild in der Öffentlichkeit. Sie bekommen die Aufmerksamkeit.

Wir haben dieses Gespräch auf Deutsch geführt. Woher kommt es, dass Sie so gut Deutsch sprechen?

Vom Reisen. Ich habe vom Leben gelernt. Und als ich ein Kind war, lebte eine Tante meiner Mutter, die das KZ überlebt hatte, ein paar Jahre bei uns. Ich erinnere mich, dass sie mir *Das doppelte Lottchen* vorgelesen hat.



Blick auf die historisch bedeutende Kreuzritterstadt Akko: Hier treffen Mythen und Geschichten aufeinander.

# Die Flucht ins gelobte Land

© JACK GUIEZ/AFP/PICTUREDESK.COM



Ukrainische Geflüchtete bei ihrer Ankunft am Flughafen Ben Gurion. Hinter der Luftbrücke steht die für Einwanderung nach Israel zuständige Jewish Agency.

**Israels Tor steht weit offen für jüdische Flüchtlinge aus der Ukraine. Täglich landen Flüge am Flughafen Ben Gurion. Obwohl die harte Linie gegenüber nichtjüdischen Flüchtlingen nach Protesten vom linken Rand der Koalition etwas gelockert wurde, wurden hunderte Ankommende abgewiesen.**

VON TIM CUPAL (ISRAEL)

Der Ukraine-Krieg ist hier in Israel weit weg und dann doch wieder ganz nah. Zum Beispiel gleich gegenüber vom Jerusalemer Rathaus: Das Pub, das hier schon seit Jahren betrieben wird, ist seit Kriegsbeginn namenlos. Über dem großen Holztor ist der Schriftzug des alten Namens noch gut lesbar. Die Buchstaben haben jahrelang Sonne und Regen abgehalten, helle Flecken auf dunklem Holz – das „Putin Pub“.

Eigentümer Leonid Teterin, selbst vor mehr als zehn Jahren aus Russland eingewandert, sitzt an der langen Bar und schenkt sich zuerst einmal ein Bier ein. An der Wand hängen Poster aus UdSSR-Zeiten, vor allem Bier-Werbungen. Am Tag nach Kriegsbeginn habe er gleich nach dem Aufwachen realisiert, man könne mit

dem Namen Putin einfach nicht mehr weitermachen. Nach ein paar Telefonaten mit seinen Partnern habe er die Buchstaben schließlich abmontiert. Leonid wirkt noch immer irgendwie überrascht über das Interesse der vielen TV-Stationen aus Israel und der ganzen Welt, die ihn seit damals besucht haben. Sogar eine Journalistin der Radiostation „Echo Moskau“ habe ihn interviewt, noch vor der behördlichen Schließung des Senders. Seine Gäste aber hätten überwiegend positiv auf die Namensänderung reagiert, egal ob aus Russland oder der Ukraine.

„Wir sind alle ursprünglich aus dieser Gegend zwischen Russland und der Ukraine, wir sind Teil derselben Kultur, man kann nicht russischer oder ukrainischer Jude sein. Wir sind alle die gleichen Juden, alle von dort.“

Die Flüchtlingswelle aus der Ukraine und Russland beobachtet Leonid etwas argwöhnisch. „Wer soll das wieder zahlen?“, fragt er, um sich gleich darauf selbst die Antwort zu geben: „Wir werden das zahlen müssen.“

### „Israel garantiert“

Israels Tor zur Welt steht weit offen für jüdische Flüchtlinge aus der Ukraine. Täglich landen Flüge mit Geflüchteten am Flughafen Ben Gurion. Der Name der Operation: „Israel guarantees“, übersetzt: „Israel garantiert“. Hinter der Luftbrücke steht die für Einwanderung nach Israel zuständige Jewish Agency. Anspruch auf den israelischen Pass hat laut israelischem Rückkehrgesetz, wer mindestens einen jüdischen Großelternanteil hat. Seit einem Monat gilt das „Alijah-Express-Programm“, das Flüchtlingen ermöglicht, nach Israel zu fliegen, bevor die Überprüfung ihres rechtlichen Status abgeschlossen ist. „Wir rechnen mit einer beispiellosen Einwanderungswelle“, erzählt Yigal Palmor, Leiter der Abteilung für internationale Beziehungen der Jewish Agency, „möglicherweise der größten seit dem Zerfall der Sowjetunion.“ Er hat nicht viel Zeit. Es herrscht Hochbetrieb. Die Hotline für Einwanderungswillige ist überlastet. „Wir wissen, dass die jüdische Kerngemeinde in der Ukraine 43.000 Mitglieder hatte, dazu kommen 200.000 Menschen, die laut Rückkehrgesetz Anspruch auf Einwanderung haben, das sind die Zahlen, auf die wir uns vorbereiten müssen.“

Bis jetzt betreut die Jewish Agency knapp 10.000 jüdische Flüchtlinge aus der Ukraine. Einen deutlichen Aufwärtstrend beobachtet Yigal Palmor auch bei Anfragen aus Russland: 8000 Olim, also Einwanderer mit Rückkehrrecht, sind seit Kriegsausbruch in Israel eingetroffen. Dazu kommen noch bis zu 18.000 Menschen aus der Ukraine und Russland, die bei Verwandten oder Freunden wohnen und die Einwanderungsanträge privat stellen. „Wir bereiten uns auf das Maximum vor“, sagt so Palmor.

Die Neuankömmlinge werden in Hotels im ganzen Land untergebracht, auch im „Jerusalem Gold“, gleich beim Autobusbahnhof in Jerusalem. Freiwillige verteilen Hygieneartikel und

Kleidung. Der Lehrer Eliezer Lesovoy, selbst vor 20 Jahren aus der Ukraine eingewandert, bietet Beratung an. Das Wichtigste sei zuerst einmal ein Bankkonto, sagt er, dann die Arbeitssuche und ein Sprachkurs. 260 Frauen und Kinder sind hier untergebracht, in Zweizimmer-Suiten. Anna Shatokhina hat in Kiew als Hotelmanagerin gearbeitet. Die 30-Jährige wirkt müde, desorientiert. „Die größte Herausforderung ist, dass mein Sohn Artur noch so klein ist. Ich kann weder in die Sprachschule noch arbeiten gehen.“ Artur schläft im Kinderwagen neben ihr. Ihre Eltern sind in der Ukraine geblieben.

### Flucht und jüdische Identität

„Der Staat Israel ist die Heimstätte des jüdischen Volkes“, erklärte Innenministerin Ayelet Shaked von der rechten Yamina-Partei ihre zu Beginn des Ukraine-Krieges harte Linie gegenüber nichtjüdischen Flüchtlingen, deren Zahl zunächst auf 5000 begrenzt war. Bei der Einreise mussten sie eine Kautions in der Höhe von 2700 Euro hinterlegen. 20.000 nichtjüdische Ukrainer, die schon vor Kriegsausbruch in Israel waren, dürfen bleiben. Nach Protesten vom linken Rand der Koalition und aus der Zivilgesellschaft wird die Asylpolitik für nichtjüdische Geflüchtete etwas gelockert: Die Einreisekautions wird abgeschafft. Wer Verwandte in Israel hat, darf für ein oder zwei Monate bei ihnen wohnen. Um Luft zu schnappen, wie die Innenministerin sagt. Die Verwandten müssen schriftlich garantieren, dass die Geflüchteten nur kurze Zeit im Land bleiben. Arbeitserlaubnis, Krankenversicherung, Kinderbetreuung oder Schulplätze gibt es für diese nichtjüdischen Geflüchteten nicht. 18.000 sind es laut Jewish Agency. Etwa 300 sind am Flughafen abgewiesen worden.

### Drei Frauen und ein Krieg

Ein Abend bei Katya Gusarova in Modi'in in Zentral-Israel, mit Bier, Wodka und russischen Snacks. Katya ist vor 30 Jahren aus Russland eingewandert. Heute arbeitet sie im Archiv der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem. Seit zwei Monaten leben Alla und Mika bei ihr, eine nichtjüdische Ukrainerin und ihre Tochter. Der Kontakt ist

über Katyas Arbeit in Yad Vashem zustande gekommen. Allas Urgroßvater hat im Zweiten Weltkrieg verfolgten Juden das Leben gerettet. Sein Name ist auf der Ehrenwand in Yad Vashem verewigt, als einer der Gerechten unter den Völkern, das Fachgebiet von Katja. Es sei wie im Märchen, erzählt Alla. Sie habe Katya geschrieben, schon eine Woche später seien sie in Israel gewesen. Mit einem Touristenvisum. Vor dem Gesetz hat die Urenkelin eines „Gerechten unter den Völkern“ allerdings keinen rechtlichen Anspruch darauf, in Israel bleiben zu können. Katya will das ändern: „Der Staat sollte seine Verantwortung wahrnehmen, um den Nachfahren der Gerechten zu helfen, es sind nicht viele, ein paar Dutzend, vielleicht hundert, die hierherkommen und hierbleiben wollen.“

Alla und Mika wollen bleiben. Es fühle sich an wie Gottes Wille, sagt Alla. Sie sucht einen Schulplatz für ihre Tochter, eine Wohnung und einen Arbeitsplatz. Bisher vergeblich. Die beiden haben nach wie vor keine gültige Aufenthaltserlaubnis.

### Pub statt Putin

Leonid Teterin hat sein Bier ausgetrunken. Der Eigentümer des ehemaligen Putin-Pubs verrät den neuen Namen „Generation“. Ein Techniker ändert gerade den WLAN-Namen. In ein, zwei Wochen soll der neue Schriftzug über der Tür hängen. „Ich war nie politisch“, sagt Leonid, „Politik hat mich nie interessiert. Aber jetzt, mit dem Krieg, nach dieser Geschichte, die überall in den Nachrichten war, jetzt kann ich meine Mutter in Russland wohl in nächster Zeit nicht mehr besuchen.“ Langsam kommen die ersten Gäste in sein noch namenloses Lokal.



## Regionalmacht Israel

KOMMENTAR VON MARTIN ENGELBERG

Die politische Situation Israels hat zwei Ebenen: Innenpolitisch herrscht weiterhin Instabilität, könnte es dieses Jahr wieder zu Neuwahlen kommen, und es ist nicht klar, ob sich Israel in der Post- oder gar einer weiteren Prä-Netanjahu-Ära befindet. Außenpolitisch hat sich Israel stabil zu einer, oder wahrscheinlich sogar zu der Regionalmacht des Nahen Ostens entwickelt.

In den vergangenen Wochen hat die „Rak-Lo Bibi“ („Nur nicht Netanjahu“-Koalition aus acht sehr diversen Parteien von ganz links bis ganz rechts ihre knappe Mehrheit von 61 Mandaten (von insgesamt 120 Sitzen) in der Knesset verloren. Allerdings gibt es auch keine Mehrheit gegen die Regierung, weil zum Beispiel die arabische „Vereinte Liste“ zwar in Opposition zur Regierung steht, aber einen Misstrauensantrag (derzeit) nicht unterstützt. Sie fürchtet, dass nach einer Neuwahl wieder eine rechtsgerichtete Regierung unter Netanjahu an die Macht kommen könnte.

Ohne eine Mehrheit in der Knesset wird es aber für die derzeitige Regierung schwer werden, im Herbst das Budget für 2023 zu verabschieden. Aber wie heißt es so schön: Wer in Israel nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist. Vielleicht gelingt es ja doch, das Budget zu beschließen. Oder auch nicht, und das Land wird, wie schon zuvor, nur mit einem Budgetprovisorium regiert.

Schließlich dreht sich in Israel weiterhin alles um Benjamin Netanjahu. Er ist immer noch eine bestimmende

Figur der israelischen Innenpolitik, Oppositionsführer und jederzeit bereit, wieder das Amt des Premierministers zu übernehmen. Die gegen ihn laufenden Gerichtsverfahren könnten noch viele Jahre dauern oder zu gar keinem Ergebnis führen. Träte jedoch Netanjahu von der politischen Bühne ab, dann käme es wohl zu einer völligen Neuordnung der israelischen Parteienlandschaft. Israel bleibt also innenpolitisch stabil instabil.

Außenpolitisch hat sich Israel zur bestimmenden Regionalmacht des Nahen Ostens entwickelt, und zwar nicht nur militärisch und sicherheitspolitisch. Auch in allen Bereichen der Wissenschaften, modernen Technologien, der Landwirtschaft, der Energiegewinnung und nicht zuletzt der Wasseraufbereitung durch Entsalzung ist Israel heute nicht nur zur führenden Nation in der Region, sondern teilweise sogar zu einem Weltmarktführer geworden.

Die „Abraham Accords“ – der Friedensschluss mit den Vereinigten Arabischen Emiraten (VAE), Bahrain und in weiterer Folge auch mit Marokko – können ohne Übertreibung als historisch betrachtet werden. Und es ist nicht nur ein „kalter“ Friede, wie jener zwischen Israel und Ägypten sowie Jordanien oft bezeichnet wird. Nein, es haben sich binnen kürzester Zeit höchst intensive und freundschaftliche Beziehungen auf allen Ebenen entwickelt. Israel verbindet mit den sunnitisch-arabischen Staaten nicht nur das gemeinsame Interesse, sich dem Expansionismus des Iran entgegenzustellen. Vielmehr haben die Staaten der Abraham Accords und

sicherlich auch Saudi-Arabien, das – vorerst – nur im Stillen mit Israel zusammenarbeitet, das gewaltige Potenzial Israels erkannt und offensichtlich verstanden, dass ihr Überleben langfristig nur in einer Zusammenarbeit mit Israel zu sichern ist.

Ende März 2022 fand in Sde Boker in der Negev-Wüste ein historisches Treffen statt: Sechs Außenminister (aus den USA, den VAE, Bahrain, Marokko und Ägypten) trafen einander auf Einladung ihres israelischen Kollegen auf israelischem Boden. Bei unserem Besuch mit dem österreichischen Außenminister Alexander Schallenberg und der damals noch im Amt befindlichen Wirtschaftsministerin Margarete Schramböck bei Israels Außenminister Yair Lapid unmittelbar im Anschluss an den „Negev-Gipfel“ war die Euphorie über das Treffen noch gut spürbar. Dies, obwohl zur gleichen Zeit Anschläge in Israel stattfanden, die natürlich die Stimmung trübten.

Bezeichnend auch, dass in persönlichen Gesprächen mit Regierungsvertretern der VAE deren überaus positive, ja freundschaftliche Haltung gegenüber Israel deutlich hervorkommt. Zuletzt hat auch der türkische Präsident Recep Tayyip Erdoğan Israel wieder Avancen gemacht und den israelischen Präsidenten Itzhak Herzog zu einem freundschaftlichen Besuch empfangen. Eine weitere Bestätigung dafür, welcher wichtiger politischer, militärischer und strategischer Player Israel geworden ist. Auf dieser Ebene befindet sich Israel – erfreulicherweise – in einer stabilen Entwicklung als Regionalmacht.

# Dossier: Ost- europäisches Judentum

**„Stärker als die Melodien unserer Gebete oder der chassidischen Gesänge, bringt mir der Gesang der ukrainischen Bäuerinnen jedesmal, wenn ich ihn auf einer Platte höre, meine Kindheit so nahe, als ob die unwiederbringliche Vergangenheit der Gegenwart unmittelbar benachbart wäre, als ob doch noch ein Weg zu ihr zurückführte.“**

**(Manès Sperber:  
„Die Wasserträger Gottes“)**

# Sowjetbürger, Religionsgemeinschaft, nationale Minderheit



Die Choral Synagoge in Samara, der Millionenstadt an der Wolga, wurde 1908 errichtet. 1929 wurde sie von der Sowjetregierung geschlossen. Das Gebetshaus diente danach als Kulturzentrum und später als Brotfabrik.

**Mit dem Ende der Zarenherrschaft begann für die jüdische Bevölkerung im Russischen Imperium eine neue Epoche. Ein historischer Überblick über die wechselvolle jüdische Geschichte Russlands im 20. Jahrhundert.**

VON FRANK GRÜNER

In den ersten Monaten nach dem Sturz des Zaren im März 1917 war die Zukunft für die jüdische Bevölkerung völlig unklar. Zwischen 1870 und den frühen 1920er Jahren verließen fast drei Millionen Juden Osteuropa, der Großteil von ihnen emigrierte aus dem Russischen Imperium beziehungsweise aus Sowjetrußland und dem Ende 1918 wiedergegründeten Polen. Aber auch für die in Rußland verbliebenen Juden waren die ersten Jahre unter sowjetischer Herrschaft nach Revolution und Bürgerkrieg vielfach mit Migration – und zwar in die Großstädte des Landes wie Kiew, Charkow, Leningrad oder Moskau – und mit erheblicher sozialer Mobilität verbunden.

Für die Politik der neuen Machthaber spielte eine nicht unerhebliche Rolle, dass die Bolschewiki die Besonderheit des osteuropäischen Judentums als einer sowohl ethnisch-nationalen als auch religiös-kulturell geprägten Bevölkerungsgruppe ideologisch nicht einordnen konnten. Der Religionsphilosoph Martin Buber hat in diesem Kontext einmal von der „atypischen“ Existenzform der Juden gesprochen, die im engeren Sinne weder als ethnische Gruppe noch als Nationalität, sondern als eine aufgrund ihres historischen Sonderschicksals „eigentümliche dynamische Verbindung von Nation und Religion“ zu fassen sei. Trotz unterschiedlicher ideologischer

Standpunkte waren sich Lenin und Stalin in ihrem grundsätzlichen Ziel der Assimilation der jüdischen Bevölkerung einig.

### Bolschewistische Judenpolitik

Doch einerseits verwehrte das Regime den Juden den Status einer Nation ebenso wie eine autonome nationale Kultur und bekämpfte ihre Religion und Tradition; andererseits förderte der Sowjetstaat in den 1920er Jahren die Verbreitung der jiddischen Sprache und den Aufbau einer proletarischen jüdisch-säkularen Kultur. Letzteres war freilich nur eine vorübergehende, taktisch motivierte Maßnahme und diente der ideologischen Durchdringung der jüdischen Bevölkerung mit den Ideen des Sozialismus. Das eigentliche Ziel bolschewistischer Judenpolitik, also die vollständige Assimilation und Integration der Juden in die neu zu schaffende Sowjetgesellschaft, wurde zu keinem Zeitpunkt ernsthaft in Frage gestellt.

Die bolschewistischen Führer betrachteten die jüdische Religion als ein wesentliches Hindernis auf dem Weg zur Assimilation. Zugleich waren sie davon überzeugt, dass die Religion im Zuge des politischen und sozioökonomischen Umbaus der sowjetischen Gesellschaft rasch an Bedeutung verlieren würde. Nachdem sich die Erfolge mit Blick auf das „Verschwinden“ der jüdischen Religion aber nicht so schnell und umfassend einstellten, wie das die Sowjetführung erwartet hatte, verfolgte das stalinistische Regime seit dem Ende der 1920er Jahre eine Politik, die von einer bis dahin beispiellosen Verschärfung der Repressionen gegen jüdische religiöse Institutionen und Bräuche gekennzeichnet war. Wie sich die etwa 2,7 Millionen Juden ihrerseits gegenüber dem bolschewistischen Regime posi-

tionierten, hing maßgeblich von ihrem Bildungsstand sowie von ihrer religiösen und weltanschaulichen Haltung ab. Mit Blick auf die 1920er und 1930er Jahre lässt sich die heterogene jüdische Bevölkerung in der Sowjetunion zumindest in drei größere Gruppen unterscheiden:

Als größte Gruppe lassen sich Sowjetbürger jüdischer Herkunft verstehen, die sich kulturell assimiliert hatten und in der jeweiligen russischen, ukrainischen oder weißrussischen Mehrheitsbevölkerung kaum mehr als Juden auszumachen waren; viele von ihnen lebten in größeren Städten, waren mit nicht-jüdischen Sowjetbürgern verheiratet und hatten eine nur schwach ausgeprägte oder gar keine Beziehung zur jüdischen Religion und Kultur.

Eine zweite Strömung bildeten die Juden, die jüdische Tradition und Religion auch unter den Bedingungen des Sowjetregimes als wesentlichen Bestandteil ihres Alltags betrachteten; aufgrund der antireligiösen Politik der Bolschewiki mussten sie religiöse Aktivitäten in der Regel im Verborgenen praktizieren. Eine dritte Gruppierung schließlich umfasste diejenigen Juden, die sich als Anhänger des bolschewistischen Regimes von jüdischer Tradition und Religion losgesagt hatten und eine säkulare jiddische Sowjetkultur propagierten. Vor allem unter ihren prominenten Vertretern, den Repräsentanten der jiddischen Intelligenz, war eine explizit jüdisch-kulturelle Identität vorherrschend, die mitunter auch nationale Züge trug.

Die Anhänger der sowjetisch-jüdischen Kultur repräsentierten keine Massenbewegung, doch waren sie innerhalb des großstädtischen Kulturbetriebs sowie in Partei und Staat prominent vertreten. Insbesondere die Aktivisten der jüdischen Partei-

sektionen trugen bis zu deren Auflösung 1930 maßgeblich zur Umsetzung des bolschewistischen Programms unter der jiddischsprachigen Sowjetbevölkerung bei und waren nicht zuletzt wegen ihres rigiden Vorgehens gegen jüdische Religion und Tradition in der jüdischen Bevölkerung gefürchtet. Ironischerweise hatte es die jiddische Sowjetintelligenz dem Überfall Hitler-Deutschlands auf die Sowjetunion beziehungsweise dem Zweiten Weltkrieg zu „verdanken“, dass sie noch einmal für wenige Jahre in der Kriegs- und Nachkriegszeit eine Rolle spielen sollte. Es waren die folgenden „schwarzen Jahre“ des sowjetischen Judentums zwischen 1939/41 und 1953, welche die Frage nach der Stellung und Zukunft der Juden im Sowjetstaat neu auf die Agenda setzten. Bis zu diesem Zeitpunkt lässt sich die Mehrheit der etwa drei Millionen jüdischen Sowjetbürger als weitgehend in das sowjetische System integriert bezeichnen.

### Umbau der Gesellschaft

Am Vorabend des Zweiten Weltkriegs hatte sich das Judentum nach nicht einmal einem Vierteljahrhundert Sowjetherrschaft von Grund auf verändert. Als eine überdurchschnittlich gut gebildete, großteils städtisch-moderne und in die neu entstandene Sowjetgesellschaft integrierte Bevölkerungsgruppe hatten die Juden in beachtlichem Maße am gesellschaftlichen Umbau unter dem bolschewistischen Regime partizipiert. Für viele sowjetische Juden, besonders der jüngeren Generation, stellte die Entwicklung vom „Schtetl-Juden“ zum modernen „Sowjetmenschen“ eine Erfolgsgeschichte dar. Das galt ohne Frage nicht für alle Gruppen der jüdischen Bevölkerung im selben Maße; vor allem für die religiösen, der tradi-

„Für viele sowjetische Juden, besonders der jüngeren Generation, stellte die Entwicklung vom ‚Schtetl-Juden‘ zum modernen ‚Sowjetmenschen‘ eine Erfolgsgeschichte dar.“

tionellen jüdischen Lebensweise verhafteten Bevölkerungsteile hatte der erzwungene Umbau der Gesellschaft unter dem Sowjetregime umfassende Diskriminierungen mit sich gebracht.

### Weltkrieg und Holocaust

Der Zweite Weltkrieg und der Holocaust bildeten auch für die Juden auf sowjetischem Territorium die entscheidende Zäsur in dem an Umbrüchen und exzessiver Gewalt reichen 20. Jahrhundert. Mit der gewaltsamen Besetzung und dem „Anschluss“ Ostpolens, der baltischen Staaten sowie der Nordbukowina und Bessarabiens, die in den Jahren 1939 bis 1941 als Konsequenz aus der im deutsch-sowjetischen Nichtangriffsvertrag („Hitler-Stalin-Pakt“) vom August 1939 beziehungsweise in dessen geheimem Zusatzprotokoll fixierten territorialen Aufteilung Mitteleuropas erfolgten, gerieten schätzungsweise zwei Millionen Juden neu unter sowjetische Herrschaft.

Diese im Unterschied zu den sowjetischen Juden insgesamt noch vergleichsweise stark in jüdischem Brauchtum verwurzelten Juden waren unter den neuen Machthabern den radikalen und brutalen Maßnahmen des stalinistischen Regimes ausgesetzt. Noch dramatischer wirkten sich für die Juden der im Juni 1941 beginnende Überfall des nationalso-

zialistischen Deutschlands auf die Sowjetunion aus. Von den rund fünf Millionen Juden auf dem Gebiet der Sowjetunion wurden von 1941 bis 1945 insgesamt etwa 2.825.000 Menschen im Holocaust getötet, die meisten von ihnen, etwa 1.430.000 Personen, in der Ukraine, etwa 810.000 in Weißrussland, 215.000 bis 220.000 in Litauen, 144.000 bis 170.000 in der Russischen Sowjetrepublik, etwa 130.000 in Moldawien, 75.000 bis 77.000 in Lettland und etwa 1000 Personen in Estland.

Ein Sieg der Sowjetunion gegen das Deutsche Reich war für die sowjetischen Juden faktisch die einzige Hoffnung auf Überleben. Entsprechend stark engagierten sie sich in der Armee und im Widerstand. Diese hohe Identifikation mit der Roten Armee konnte mit Kriegsende aber zunehmend weniger verdecken, dass Teile der Sowjetbevölkerung mit dem deutschen Besatzungsregime kollaboriert und sich an antijüdischen Verbrechen beteiligt hatten, wie dem Massaker von Babi Jar/Babyn Jar (russ./ukr.) bei Kiew. Auch hatte die antisemitische Propaganda des Besatzungsregimes in der Sowjetunion Wirkung gezeigt, sodass auch nach dem Sieg der Sowjetunion über Hitler-Deutschland antijüdische Einstellungen virulent blieben. Das stalinistische Regime forcierte in den 1940er und 1950er Jahren eine Politik der Verschleierung des

Holocausts auf sowjetischem Boden und unterdrückte den Wiederaufbau jüdisch-gesellschaftlichen Lebens in der Sowjetunion. Das Gedenken der jüdischen Tragödie sollte nach dem Sieg der Sowjetunion über Nazi-Deutschland offensichtlich nicht die neue sowjetische Meistererzählung von der unverbrüchlichen Einheit der Sowjetvölker und ihrem heldenhaften antifaschistischen Widerstand im „Großen Vaterländischen Krieg“ infrage stellen.

### Enttäuschte Nachkriegshoffnungen

In der jüdischen Bevölkerung entwickelte sich ein Zusammengehörigkeitsgefühl, das für die Nachkriegsjahre bestimmend werden sollte. Waren in den Kriegsjahren vor allem die Verbrechen im Zuge der nationalsozialistischen Rassen- und Vernichtungspolitik im Zentrum der jüdischen (Selbst-)Wahrnehmung gestanden, kam mit Kriegsende der Antisemitismus der sowjetischen Bevölkerung als weiteres Bindeglied hinzu.

Wenige Monate nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion hatten sich mit Unterstützung der Sowjetführung eine Reihe einflussreicher Vertreter der sowjetisch-jüdischen Intelligenz zu einem Antifaschistischen Komitee zusammengeschlossen. Unter dessen 63 Gründungsmitgliedern befanden sich bekannte Schriftsteller wie Wassili Grossman, Abraham Sutzkewer und Ilja Ehrenburg, prominente Persönlichkeiten aus Musik, Theater, Kritik, Journalismus, Wissenschaft, Medizin sowie hochrangige Militärs und Politiker. Zu ihrem Vorsitzenden wählten sie den populären Schauspieler und Leiter des Moskauer Jüdischen Theaters, Solomon Michoels, der das Komitee bis zu seiner Ermordung durch den sowjetischen Geheimdienst im Januar 1948 leitete. Erklärtes Ziel war es, sowohl die jüdische Bevölkerung in der UdSSR als auch die Weltöffentlichkeit vom heldenhaften antifaschistischen Widerstand der Sowjetunion gegen das nationalsozialistische Deutschland zu überzeugen und durch die Mobilisierung ausländischen Kapitals die Rote Armee materiell zu unterstützen.

In tausenden von Briefen wurde dazu aufgefordert, materielle und moralische Unterstützung für jüdische Sowjetbürger zu leisten. Zweifelsohne

© SOJUZFOTO/CREATIVE COMMONS



Ein junger Kommunist und seine Frau aus der bergjüdischen Gemeinschaft Aserbaidschans melden 1932 ihre Heirat bei der zuständigen Sowjetbehörde an.



© JEWISH MUSEUM AND TOLERANCE CENTER

Das Jüdische Museum und Zentrum für Toleranz in Moskau widmet sich der komplexen Geschichte des russischen Judentums anhand von persönlichen Zeugnissen, Archivmaterial und interaktiven Ausstellungen.

rechneten viele Juden aufgrund ihres engagierten antifaschistischen Kampfes mit besonderer Rücksichtnahme des Regimes nach dem Ende des Krieges – eine Annahme, die sich schon sehr bald als folgenschwerer Irrtum erweisen sollte.

Zwei Initiativen sollten schließlich das Schicksal dieser Einrichtung besiegeln und dem stalinistischen Regime als Anlass für eine antisemitische Orientierung seiner Politik dienen: Zum einen der in einem Memorandum an Stalin formulierte Vorschlag des Vorsitzenden des Komitees, eine jüdische Republik auf der Krim zu gründen, und zum anderen die von Ilja Ehrenburg und Wassili Grossman in Angriff genommene Herausgabe einer Dokumentensammlung über den Genozid an der jüdischen Bevölkerung in der Sowjetunion, die später als „Schwarzbuch“ bekannt wurde. Während das Krim-Memorandum dem stalinistischen Regime den Vorwand lieferte, dem Jüdischen Antifaschistischen Komitee als „Teil einer weltweiten zionistischen Verschwörung“ den Prozess zu machen, weil es angeblich zusammen mit den Feinden der So-

wjetunion die Loslösung der Krim von der Sowjetunion zum Ziel gehabt habe, machte die sogenannte Schwarzbuch-Affäre deutlich, dass die Vertreter des Jüdischen Komitees durch ihre geplante Dokumentation der Verbrechen an den Juden auf dem Territorium der Sowjetunion dem Stalin-Regime auf geschichtspolitischem Terrain ins Gehege kamen.

### Antisemitische Wende

Besonders die Kollaboration von Sowjetbürgern mit den deutschen Besatzern bei den Verbrechen an der jüdischen Bevölkerung war aus Sicht des Sowjetregimes ein unerwünschtes Thema, das grundsätzlich imstande war, die Glaubwürdigkeit der neuen sowjetischen Meistererzählung über den „Großen Vaterländischen Krieg“ und den „heldenhaften Widerstand des einmütigen Sowjetvolkes gegen die faschistische Bedrohung“ im sowjetischen Diskurs in Frage zu stellen.

Eine Veröffentlichung des „Schwarzbuhs“ wurde verhindert. Die damit zum Ausdruck kommende fehlende Bereitschaft der sowjetischen Führung, die Vernichtung der Juden

als ein besonderes Phänomen anzuerkennen und ein Gedenken der jüdischen Opfer zumindest in der jüdischen Öffentlichkeit in begrenztem Umfang zu tolerieren, vertiefte die Entfremdung von Juden und Sowjetstaat.

Die antisemitische Wende in der Politik der Sowjetführung, also der Zeitpunkt, ab dem das stalinistische Regime dazu überging, den Antisemitismus in der Bevölkerung nicht nur passiv zu tolerieren, sondern ihn seinerseits als Mittel der aktiven Herrschaftsausübung einzusetzen, hatte sich um 1947/48 vollzogen und war in den Kampagnen gegen den „Kosmopolitismus“ mehr oder minder offen zum Ausdruck gekommen. Aber während die Ermordung des Vorsitzenden des Jüdischen Antifaschistischen Komitees, Solomon Michoels, im Januar 1948 vom sowjetischen Geheimdienst erledigt wurde und auch die Auflösung des Komitees sowie die Inhaftierung, die Verhöre und die Verurteilung seiner Mitglieder zwischen 1948 und 1952 im Verborgenen abgewickelt wurden, entfaltete sich mit den Kampagnen gegen „Kosmopolitismus“ und „Zionis-

„Die Ausreise aus der Sowjetunion blieb lange Zeit ein Tabu und wurde auch unter Chruschtschow sehr restriktiv gehandhabt. 1954 bis 1964 konnten nur 1542 Juden die Sowjetunion auf direktem Weg in Richtung Israel verlassen.“

mus“ in der sowjetischen Öffentlichkeit ein Ausmaß an antisemitischer Hetze und Repression, das in der Sowjetgesellschaft bislang nicht vorstellbar gewesen war. In den Kriegs- und Nachkriegsjahren nahm das Schicksal der Juden eine entscheidende Wendung, die weit über den Tod des Diktators Stalin hinaus wirkte und die Juden zu einer dauerhaft diskriminierten Minderheit im Sowjetstaat machte. Auch die sowjetischen Regimes, die auf die stalinistische Terrorherrschaft folgten, verwehrten den Juden eine gleichberechtigte Bürgerschaft im Sowjetstaat.

### Sehnsucht nach Emigration

Das sowjetische Regime hatte den Antisemitismus in Gestalt des Antizionismus in seine Ideologie inkorporiert, und die Juden fanden sich vor dem Scherbenhaufen ihrer gescheiterten Integration in die Sowjetgesellschaft wieder. Das galt vor allem für diejenigen Sowjetbürger, die ihr Judentum praktizierten und für die Sowjetgesellschaft als Juden zu erkennen waren. Sie waren von nun an mit dem Makel des „wurzellosten Kosmopolitismus“ behaftet und wurden als eine dem Sowjetvolk fremde und an ihm angeblich „schmarotzende“ Minderheit wahrgenommen. Den Juden blieben im Grunde nur zwei Optionen: entweder eine möglichst unauffällige, nicht mehr als „jüdisch“ auszumachende Existenz – oder die Hoffnung auf Emigration.

Jüdisches Leben konnte sich auch in den 1960er und 1970er Jahren kaum mehr in nennenswertem Umfang entwickeln. Das galt auch für die Jahre des sogenannten Tauwetters unter Nikita Chruschtschow. So überrascht es auch kaum, dass Juden in politischen Funktionen stark unterrepräsentiert waren. Jiddischsprachige Publikationen blieben auf wenige Bücher und eine Zeitschrift begrenzt, jüdische Schulen gab es gar keine mehr. Im

kulturellen Bereich existierten einige wenige jüdische (Laien-)Theatergruppen und Musikensembles. Das religiöse jüdische Leben bestand noch an wenigen Orten mit einer sehr begrenzten Zahl an Synagogen, Rabbinern und Gemeindemitgliedern. Darüber hinaus lancierte das Sowjetregime in den Massenmedien eine landesweite Kampagne gegen den Judentum, die unverkennbar antisemitischen Charakter hatte.

Unter diesen Umständen gewann der Wunsch nach Emigration stetig an Bedeutung. Bereits in den 1940er Jahren hatte es in der jüdischen Bevölkerung ein kaum verdecktes Streben nach der Ausreise nach Palästina gegeben. Das war nicht zuletzt bei dem Besuch der ersten israelischen Botschafterin Golda Meir in Moskau im Oktober 1948 deutlich geworden, als sich geschätzt 50.000 sowjetische Jüdinnen und Juden vor der Moskauer Choralsynagoge versammelten und die Vertreterin des neu gegründeten jüdischen Staates euphorisch begrüßten.

Die Ausreise aus der Sowjetunion blieb lange Zeit ein Tabu und wurde auch unter Chruschtschow sehr restriktiv gehandhabt. 1954 bis 1964 konnten nur 1542 Juden die Sowjetunion auf direktem Weg in Richtung Israel verlassen. Unter Chruschtschows Nachfolger, Leonid Breschnew, stieg die Zahl der erteilten Visa ab 1965 deutlich an. Infolge des Sechstagekrieges 1967 wurde die Situation für die sowjetischen Juden aufgrund der massiven antizionistischen Propaganda zunehmend unerträglich, der öffentliche Druck für die Erteilung von Ausreisegenehmigungen stieg. In den 1970er und 1980er Jahren nahm die Ausreise bereits Züge einer Massenemigration an: Von 1968 bis 1989 verließen rund 240.000 Juden die Sowjetunion, ungefähr elf Prozent der jüdischen Sowjetbevölkerung. Auch die mit den Begriffen „Perestroika“ und „Glasnost“

verbundene Reformpolitik ab 1985 vermochte das Vertrauen vieler Juden in den Sowjetstaat nicht zurückzugewinnen, obgleich sich jüdische Religion, Kultur und Wissenschaft nun wieder freier entwickelten und man zumindest in Großstädten wie Moskau, Leningrad, Minsk oder Kiew durchaus von einer neuen Blüte jüdischen Lebens sprechen konnte. In der zweiten Hälfte der 1980er Jahre breiteten sich indes Rechtsextremismus und Antisemitismus in der Sowjetgesellschaft aus, wie sie sich nicht zuletzt in den Aktivitäten der russischen chauvinistisch-nationalistischen und radikal antisemitischen Bewegung Pamjat („Gedächtnis“) manifestierten.

<https://www.bpb.de/>

Auswahlbibliografie:

Il'ja Al'tman: Opfer des Hasses. Der Holocaust in der UdSSR 1941–1945. Gleichen, Zürich 2008.

Martin Buber: Die Sowjets und das Judentum. In: ders.: Der Jude und sein Judentum. Gesammelte Aufsätze und Reden. Köln 1963, S. 543–554.  
Gabriele Freitag: Nächstes Jahr in Moskau! Die Zuwanderung von Juden in die sowjetische Metropole 1917–1932. Göttingen 2004.

Frank Grüner: Patrioten und Kosmopoliten. Juden im Sowjetstaat 1941–1953. Köln, Weimar, Wien 2008.

Gennadii Kostyrchenko: Out of the Red Shadows: anti-Semitism in Stalin's Russia. Amherst, N.Y. 1995.

Arno Lustiger: Rotbuch: Stalin und die Juden. Die tragische Geschichte des Jüdischen Antifaschistischen Komitees und der sowjetischen Juden. Berlin 1998.

Benjamin Pinkus: The Jews of the Soviet Union. The History of a National Minority. Cambridge, New York 1988.

David Shneer: Yiddish and the Creation of Soviet Jewish Culture 1918–1930. Cambridge 2004.  
Yuri Slezkine: The Jewish Century. Princeton 2004.

Frank Grüner ist Professor für Osteuropäische Geschichte an der Universität Bielefeld. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen die Geschichte des Russischen Imperiums und der Sowjetunion sowie die Geschichte der Juden in Osteuropa.

# Die Ukraine als Wiege des Chassidismus



© ADAM JONES/CC BY-SA 2.0

Hinterhof im Stadtteil Moldavanka, dem ehemaligen jüdischen Viertel in Odessa. Im Mittelalter wurden auch Städte wie Kiew, Lemberg oder Czernowitz zu jüdischen Zufluchtsorten.

**Die jüdische Gemeinde der Ukraine ist die drittgrößte Europas. Hier entstand einst die chassidische Bewegung. Das Land, das im Laufe seiner Geschichte zu mindestens 14 verschiedenen Staaten gehörte, u.a. zum Russischen und zum Habsburger Reich, wird von einem jüdischen Präsidenten regiert. Doch die Geschichte ist auch geprägt von Antisemitismus.**

VON ANDREA SCHURIAN

Das renommierte Pew Research Center veröffentlichte 2016 eine Studie, wonach in der Ukraine unter allen ost- und mitteleuropäischen Ländern das höchste Maß an „Akzeptanz“ gegenüber Juden herrsche. 14 Prozent der Russen, aber nur fünf Prozent der Ukrainer gaben an, Juden als Mitbürger nicht zu akzeptieren.

Damals, 2016, wurde offiziell der letzte antisemitische Übergriff in der Ukraine registriert: Ein Rabbiner war in der Stadt Schitomir von vier Personen brutal zusammengeschlagen worden und erlag ein halbes Jahr später seinen Verletzungen.

Die Geschichte der Juden in der Ukraine reicht weit zurück: Die ersten jüdischen Einwanderer aus Zentralasien und dem Kaukasus siedelten sich

im 8. und 9. Jh. n.d.Z. hauptsächlich auf der Krim an. Auch in Kiew entstand bereits im 10. Jahrhundert ein jüdisches Stadtviertel unter fürstlichem Schutz, das durch ein „Tor der Juden“ betreten werden konnte.

## Zufluchtsort Krim

Im Mittelalter wurde die Krim, ebenso wie Galizien und die Bukowina, Zufluchtsort für Jüdinnen und Juden, die den Pogromen in Westeuropa zu entkommen trachteten und in den „Schtetln“ von Kiew, Odessa, Lemberg, Czernowitz oder Ternopol als Wirte, Viehhändler oder Geldverleiher sesshaft wurden. Sie nahmen eine Mittelstellung zwischen dem Adel und der bäuerlichen Bevölkerung ein. Doch auch in der Ukraine wurden Pogrome

angezettelt. Der ukrainische Nationalheld Bohdan Chmelnyzkyj ermordete mit seinen Kosaken zehntausende Juden. Auch im 18. Jahrhundert wurden die Juden Opfer von Massakern durch die Hajdamaken, die ukrainischen Bauern und Kosaken.

### Von der Sekte zur Strömung

Doch in der Ukraine entstand auch der Chassidismus. Gegründet wurde die mystisch-religiöse Strömung von Rabbi Israel Ben Elieser, genannt Baal Schem Tov, der um 1700 in Okop bei Kamieniec-Podolski geboren wurde und im Mai 1760 in Międzybórz in der heutigen Ukraine starb.

Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts war die von Ausgelassenheit und ekstatischen Gebetspraktiken geprägte Bewegung von einer kleinen Sekte zu einer Hauptströmung des Judentums geworden. Ihr gehörten die Mehrheit der Juden in der Ukraine, Galizien und Zentralpolen sowie große jüdische Gemeinschaften in Weißrussland, Litauen und Ungarn an. Gleichzeitig entwickelten sich im 18. und 19. Jahrhundert innerhalb der jüdischen Gemeinden Reformbewegungen. Es gab jüdische Ärzte, Synagogen wurden erbaut, jüdische Zeitschriften er-

schiienen, jüdische Künstlerinnen und Künstler eroberten die Theater- und Opernhäuser, jüdische Parteien wurden gebildet. In einigen Städten war fast die Hälfte der Bevölkerung jüdisch, in anderen, wie Brody, waren es Ende des 19. Jahrhunderts sogar mehr als achtzig Prozent.

Nach den Pogromen in Russland in den 1880er Jahren und später, zu Beginn des neuen Jahrhunderts, wanderten viele Jüdinnen und Juden in den Westen aus, brachten die Shtetl-Kultur nach Westeuropa und nach Amerika.

Nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie wurden in territorialen Kämpfen zwischen Sowjets und Polen jüdische Kulturgüter zerstört, ukrainische Nationalisten ermordeten in Pogromen hunderttausende Jüdinnen und Juden. In den 1940er Jahren verschleppten und ermordeten Hitlers Schergen ukrainische Jüdinnen und Juden, es gab Massenerschießungen, so auch in der sogenannten „Weberschlucht“ Babyn Jar am Rande Kiews, wo innerhalb von zwei Tagen mehr als 30.000 Kiewer Juden ermordet wurden. Massaker an Juden und Pogrome wurden von deren ukrainischen Nachbarn verübt. An die 40.000 haben laut Histo-

rikerberichten aktiv an der Judenvernichtung, an Massenerschießungen und Pogromen mitgewirkt. Von den rund 2,7 Millionen ukrainischen Juden überlebten etwa 1,5 Millionen den Holocaust nicht.

Doch Statistiken zufolge ist die jüdische Gemeinde der Ukraine heute die drittgrößte innerhalb Europas, wiewohl antisemitische und nationalistische Töne auch nach dem Zweiten Weltkrieg nie verstummten. Das US-Außenministerium stuft etwa die in der Ukraine gegründete „MAUP“, die vor allem in den Nullerjahren aktiv war, als eine der beharrlichsten antisemitischen Institutionen Osteuropas ein.

Das diente auch Wladimir Putin als fadenscheiniger Vorwand für seinen völkerrechtswidrigen Überfall auf die Ukraine. Doch das Land hatte zwischen 2016 und 2019 einen jüdischen Ministerpräsidenten, Wolodymyr Hrojsman. Und 2019 wählten die Ukrainer mit großer Mehrheit einen Juden, Wolodymyr Selenskyj, zu ihrem Präsidenten. Für ein paar Monate war die Ukraine, neben Israel, sogar das einzige Land der Welt mit einem jüdischen Premier und einem jüdischen Präsidenten.

## איך אומרים .... ?

**Prof. (FH) Mag. Julius Dem, MBA**

Allgemein beeideter und gerichtlich zertifizierter  
Dolmetscher für Hebräisch

יוליוס דם  
מתורגמן מוסמך לשפה העברית

ÜBERSETZUNGEN - DOLMETSCHUNGEN  
DOKUMENTE, VERTRÄGE, BEGLAUBIGUNGEN, ETC.  
DEUTSCH - HEBRÄISCH / HEBRÄISCH - DEUTSCH

תרגומים  
תעודות, חוזים, אימונים, וכו'  
גרמנית - עברית / עברית - גרמנית

מס': +43 699 11788119

דוא"ל: julius@dem.co.at  
www.dem.co.at



## נunu, wollen Sie ein Abo verschenken?

Ab nur EUR 23,- für 4 Ausgaben!

Hier mehr erfahren und bestellen: [www.nunu.at/abo-verkauf/](http://www.nunu.at/abo-verkauf/)  
oder schicken Sie uns ein e-mail: [office@nunu.at](mailto:office@nunu.at)

# Die Odyssee einer bergjüdischen Familie



© DAVID RUBINGER/JÜDISCHES MUSEUM WIEN

Wie viele andere Jüdinnen und Juden wanderten auch Rahel und Benyamin 1972 mithilfe einer jüdischen Organisation über Wien, Israel und Rom in die USA aus.

**Die Geschichte von Rahel\* und Benyamin\* ist eine Geschichte von Aus- und Einwanderungen, von ruhelosem Suchen nach einer neuen Heimat und vergeblicher Hoffnung, vermisste Verwandte wiederzufinden. Eine Familiengeschichte.**

VON ROSALINDA NAPADENSKI  
UND MARK E. NAPADENSKI

Ein Großteil der jüdischen Gemeinde, sowohl in Israel als auch in anderen Teilen Europas – vor allem aber in Deutschland und Österreich –, hat seine Wurzeln in der Sowjetunion. Aufgrund der gemeinsamen Fluchterfahrung, einer ähnlichen Sozialisierung im sowjetischen Schulsystem sowie der gemeinsamen Sprache haben viele sowjetstämmige Familien in der Diaspora zueinander gefunden. Und so ist es ganz normal, dass der Onkel aus der Ukraine, die Großmutter aus Weißrussland und die Schwägerin aus Usbekistan kommen: eine Melange von Familiengeschichten, Mythen und historischen Fakten. So ähnlich ist es auch in unserer Familie. In ihr vereinen sich mittlerweile – nach heutigen Grenzen – Menschen aus Moldau, der

Ukraine, Weißrussland, Russland, Israel, Deutschland, Österreich und Slowenien. Ein Großteil davon ist jüdisch und in der Sowjetunion geboren. Die Wurzeln liegen in der UdSSR, zudem sind wir Teil der sogenannten bergjüdischen Minderheit. Die Bergjüdinnen und -juden kommen ursprünglich aus der Kaukasus-Region und pflegen eine eigene Sprache (Juhuri) sowie selbstständige religiöse Riten. Der Großteil dieser Volksgruppe lebt heute in Israel.

Zwischen die sehr unterschiedlichen und teils tragischen Fluchtgeschichten mischen sich auch in unserer Familie beschönigende Narrative über die Wurzeln der eigenen Geschichte. Denn oft sind Fakten weniger wichtig als der Wunsch, die eigene Herkunft – in verloren geglaubter

# „Großmutter erfand für jedes Familienmitglied einen eigenen Namen – es waren allesamt Speisen. Rahel beispielsweise bekam den Namen ‚Inghar Kursejevna‘.“

Größe – schöner darzustellen, als sie tatsächlich ist.

Es gehört zur jüdischen Tradition, die eigene Geschichte und die des Volkes immer wieder zu erzählen, und so wird aus lustigen Anekdoten und weniger glaubhaften Fantasien oft die Familiengeschichte zur eigenen Identität. Und ausgerechnet diese ist in Zeiten wie diesen für viele Menschen Zielscheibe für Vorurteile: Russisch und jüdisch zu sein und trotz der Ereignisse im Zweiten Weltkrieg Deutschland oder Österreich als neue Heimat auszuwählen, ist eine Kombination mit großem Konfliktpotenzial.

Obwohl Österreich zunächst nicht als der ideale Ort für die Niederlassung russisch-jüdischer Menschen galt, ist ihr Anteil in der jüdischen Gemeinde relativ hoch. Und eine oft übersehene Minderheit unter ihnen bilden die Bergjüdinnen und -juden.

### Geschichte mit Fragezeichen

Wir möchten an dieser Stelle die individuellen Erlebnisse und die historisch relevanten Ereignisse gegenüberstellen, die Erzählungen und unterschiedlichen Erfahrungen der ersten in Österreich geborenen Generation und ihrer Familien zur Sprache bringen. Denn ihre Geschichte ist nicht so linear und stringent wie die anderer Jüdinnen und Juden, die aus der UdSSR über Wien nach Israel ausgewandert sind. Wegen der oftmals tragischen Ereignisse und des damit einhergehenden Schweigens ist für die dritte Generation die eigene Familiengeschichte oft mit einem großen Fragezeichen versehen. Wir wollen daher die Geschichte einer ebenfalls bergjüdischen Familie erzählen, die einen besonderen Weg aus der Sowjetunion und wieder retour genommen hat; die weder in Israel noch in den USA eine Heimat finden konnte und schlussendlich in Wien landete,

um hier eine Existenz aufbaute. Wir sind unterwegs mit Rahel A. und spazieren im 9. Wiener Gemeindebezirk durch jene Gasse, die einst ihr kleines Geschäft beherbergte. Die erste Wohnung der Familie befand sich in der Josefstadt. Rahel hat ihr Leben ihrer scharfsinnigen Großmutter Pina zu verdanken. Nach dem Vormarsch der Nazis in die Ausläufer des Kaukasus-Gebirges wurde in einigen Dörfern und Städten die jüdische Bevölkerung für die Transporte vorbereitet. So auch die Familie von Großmutter Pina.

### Krautroulade und Fleischtaschen

Die deutschen Truppen gingen bei der Kontrolle der Namenslisten aller jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner im Dorf von Haus zu Haus. Als sie zu ihr kamen, sagte Großmutter Pina, dass die gesuchte jüdische Familie nicht mehr in diesem Haus wohne und dass ihr Name „Durma Kursejevna“ wäre, was auf Deutsch übersetzt so viel wie „Krautroulade und Fleischtaschen“ bedeutet. Das, so ahnte sie, würden die deutschen Truppen, selbst wenn sie ein wenig Russisch hätten sprechen können, nicht verstehen, da „Durma Kursejevna“ aus der Juhuri-Sprache stammt, der Alltagssprache der bergjüdischen Menschen. Sie erfand für jedes Familienmitglied einen eigenen Namen – es waren allesamt Speisen. Rahel beispielsweise bekam den Namen „Inghar Kursejevna“. Inghar sind dünne, viereckige Teigblätter, die zu meist mit Fleisch angebraten werden.

So verschaffte Pina ihrer Familie genügend Zeit, um die Flucht in ein abgelegenes Bergdorf weiter südlich anzutreten. Sie versteckten sich auf dem Heuwagen eines muslimischen Nachbarn. Die damals erst vierjährige Rahel erzählt heute noch von dem Ausblick auf den Elbrus und die Kälte im Gesicht, die sie verspürte, als sie aus dem Heu lugte. Zur selben Zeit verbrachte

Benyamin, der zukünftige Ehemann von Rahel, den Krieg als junger Bub in Birobidschan, im fernen Osten Russlands. Sein Großvater war Offizier der polnischen Armee, sein Urgroßvater, Oberrabbiner einer polnischen Gemeinde, wurde mit einem der ersten Transporte nach Auschwitz deportiert und ermordet. Doch wie konnte Benyamins Familie aus Polen so weit in den Osten nach Birobidschan reisen? Diese Frage hat man sich in der Familie immer wieder gestellt, so Rahel, doch über den tatsächlichen Verlauf der Dinge hätte man sich nie einigen können. Laut Benyamins Version sei es darauf zurückzuführen, dass seine Mutter während des Krieges Kontakte zum sowjetischen Volkskommissariat für innere Angelegenheiten (Narodny Kommissariat Wnutrennich Del, NKWD) pflegte und sie sich deshalb freier im Land und über die Grenzen bewegen konnten.

### Zwischenlager Schönau

Im Jugendalter kehrten beide Familien wieder in den russischen Teil des Kaukasus zurück, wo Rahel und Benyamin einander kennenlernten. Sie heirateten, bekamen drei Kinder, lebten in einem bescheidenen Haus. Doch sie erwarteten sich mehr vom Leben, als es die kommunistischen Möglichkeiten zuließen. Zudem war die allgemeine Situation in der Region sehr angespannt. Also wanderten sie 1972 mithilfe einer jüdischen Organisation über Wien, Israel und Rom in die USA aus. Die Regierung Bruno Kreiskys hatte das Zwischenlager Schloss Schönau eingerichtet, von wo aus jüdische Menschen nach Israel auswandern konnten. Und obwohl das die meisten vorhatten, zogen es dennoch viele vor, in Europa zu bleiben oder weiter in die USA zu emigrieren. Doch diese Schneise aus der UdSSR in den Westen hielt nicht lange an: Am

28. September 1973 wurden jüdische Personen, die mit dem Zug aus der UdSSR nach Wien fuhren, als Geiseln genommen. Die Forderung der Geiselnnehmer: Schönau zu schließen, um die weitere Emigration von jüdischen Menschen nach Israel zu verhindern. Die Regierung Kreisky erfüllte die Forderung der Geiselnnehmer.

### In Amerika

Wer es nach Los Angeles geschafft hatte, erhielt viel Unterstützung von der dort ansässigen jüdischen Gemeinde. Bis heute schwärmen Rahel und ihre Kinder von dem Haus, das sie in Kalifornien bewohnten, vom prächtigen Wetter und den kulinarischen Entdeckungen. Hannah, eine von Rahels Töchtern, ist immer noch auf der Suche nach diesen Kindheitsgerüchen und -geschmäckern wie „Twizzlers“, einer Art Erdbeer-Lakritze. Die Familie wollte in Los Angeles sesshaft werden, doch Benyamin entschied anders: Man übersiedelte, aus unbekanntem Gründen, nach New York. Hier buk Rahel in einer jüdisch-orthodoxen Bäckerei Mazoth. Heute hat sie, aufgrund der Emigration und der vielen Ortswechsel, wenig aus ihren früheren Lebensorten behalten. Vielleicht präsentiert sie uns gerade deshalb stolz das Holz, mit dem sie damals in New York die Mazoth ausrollte. Und schwört, dass es keinen besseren Teigroller gebe.

### Zurück in die UdSSR

Doch die Vereinigten Staaten sollten noch lange nicht die letzte Station sein: Benyamin, der sich im kapitalistischen Amerika nicht zurecht fand, war trotz großer Anstrengungen nicht erfolgreich, weshalb er in den 1970er Jahren den absurd scheinenden Beschluss fasste, in die UdSSR zurückzukehren. Widerwillig fügte sich die Familie seinem Wunsch. Weil die Repatriierung jüdischer Exilantinnen und Exilanten in die Sowjetunion ziemlich selten vorkam, wurden der Familie sogar mehrere propagandistische Zeitungsartikel gewidmet, um zu zeigen, welche Perspektiven der Kommunismus im Gegensatz zum Kapitalismus biete. Angeblich fand diese Geschichte sogar Niederschlag in einem Buch, das damals erschien. Leider blieb keine Ausgabe in Rahels

Besitz. Nach einigen Jahren in der alten Heimat schien allerdings auch der Kommunismus keine Perspektive für das Wohlergehen der Familie zu bieten. Zwar lebte sie in bürgerlichen Verhältnissen in einem großen Haus. Dennoch schien es keine verlockende Option, wieder die sowjetische Staatsbürgerschaft anzunehmen. Dies hatte allerdings zur Folge, dass sich die Familie nur sehr eingeschränkt im Land bewegen durfte. Also beschloss man 1980, abermals auszuwandern. Diesmal – wieder über Wien – nach Israel.

### Israel

Von besonderer Bedeutung scheint dafür eine Begegnung von Benyamin mit Golda Meir gewesen zu sein. Als er noch in Birobidschan zur Schule ging, hatte Meir, damals die erste israelische Botschafterin in der Sowjetunion, nämlich angeblich seine Schulklasse besucht. Auf die Frage, wer denn jüdisch sei, zeigte Benyamin als einziges Kind auf. Worauf sie gesagt haben soll, dass Benyamin, falls er je in Israel leben wolle, sich bei ihr persönlich melden könne. Fast dreißig Jahre später meldete er sich tatsächlich. Er wurde zum Abendessen eingeladen und der Familie geholfen, in Israel Fuß zu fassen. Doch auch hier sollte sie nur ein Jahr bleiben und innerhalb dieser Zeit dreimal umziehen. Die Odyssee war immer noch nicht zu Ende. Denn so wie viele Jüdinnen

und Juden waren auch Rahel und Benyamin enttäuscht von den Versprechungen Israels. Bekannte, die sie im Zwischenlager Schönau kennengelernt hatten, schwärmten ihnen hingegen von Wien vor. Also beschlossen sie, ein letztes Mal, auszuwandern, um schlussendlich in Österreich sesshaft zu werden.

### Daheim in Wien

Wir spazieren mit Rahel an ihrer alten Wirkungsstätte neben dem Alten AKH vorbei. Hier führte sie bis zu ihrer Pensionierung ein kleines Lebensmittelgeschäft. Endlich waren sie an einem Ort angelangt, wo sie sich vorstellen konnten zu bleiben. Die drei Kinder absolvierten in den 1980er Jahren die Matura und besuchten den Haschomer Hatzair. Benyamin verließ die Familie nach einigen Jahren und lebt wieder in Israel.

In der Familie kursiert das Gerücht, dass er insgeheim auf der Suche nach seinem vermissten Vater gewesen war. So wie viele jüdische Menschen ist auch er jemand, der bis heute nicht weiß, was im Zweiten Weltkrieg mit seinen vermissten Verwandten geschehen ist. Sie wiederzufinden hoffen viele Überlebende bis an ihr Lebensende.

\* Die Namen wurden von der Redaktion geändert, um die Familiengeschichte ohne Beschönigungen erzählen zu können.



© DAVID RUBINGER/JÜDISCHES MUSEUM WIEN

Die österreichische Regierung richtete in Schloss Schönau ein „Emigrantenlager“ ein, von wo aus jüdische Menschen nach Israel auswandern konnten. Diese Aufnahme stammt vom in Wien geborenen, berühmten israelischen Fotografen David Rubinger.

# Manuskripte brennen nicht



Moskau, 9. Mai 1996: Rote Fahnen der Sowjetzeit mit Lenin-Bildern prägen das Straßenbild anlässlich des „Siegestags“. Eine Zeitreise in die Vergangenheit, inszeniert für die Gegenwart.

## Eine kleine Reise in der Zeit

VON JULYA RABINOWICH

„Ich will, dass du frei leben kannst“, sagte mein Vater. Ich war sieben Jahre alt und hatte keine Ahnung, was er damit meinte, ich hatte mein gesamtes siebenjähriges Leben mit Slogans von Freiheit und der Freundschaft und der Macht des Proletariats verbracht, ich trug das Oktoberkindsternchen auf meiner Uniform mit einem Babyleningesicht darauf, ganz selbstverständlich, ohne zu ahnen, dass meine schwarzbraune Uniform gewaltige Ähnlichkeiten mit den Kostümen der Gouvernanten meiner Großmutter aufwies, wie sie mir erst Jahre später verraten sollte, eine Tatsache, die sie immer wieder nachhaltig verstört und belustigt hatte. Ich streichelte gedankenverloren den Babylenin und verschmierte ihn mit sowjetischer proletarisch wertvoller Himbeermarmelade. Rot auf rot. Das Brot war längst verschlungen und ich hatte immer noch Hunger. „Klar“, sagte ich. „Kann ich noch was zu essen haben?“

„Brot und Spiele“, fauchte mein Vater. „Immer Brot und Spiele“, und dann stand er auf und lagerte die Versorgung der Bestie an meine Mutter aus, die eigentlich gerade nicht zuständig und an ihrer Staffelei gesessen war. Der Gang in die Gemeinschaftsküche unserer wild zusammengewürfelten WG war eher Frauen vorbehalten, der Kampf um die vier Herde für fast vierzig Personen ebenfalls.

Unsere WG war ein guter Zusammenschnitt der sowjetischen Gesellschaft, wir hatten Intellektuelle, Alkoholiker, Alkoholikerintellektuelle, Fabrikarbeiterinnen, mehrere Veteranen und auch einen pensionierten Spionageoberst mit Antisemitismusproblem, genau genommen hatten das Problem wir und er den Antisemitismus. Diesen teilte er zwar mit vielen Russen und Russinnen, auch mit manchen in unserer WG, er hatte aber mehr Einfluss auf unser Leben als die meisten: Ungeniert saß er vor dem ein-

zigen WG-Telefon, das Notizheft am feisten Schoß, den Kugelschreiber im Anschlag, und stenografierte mit, was ihm berichtenswert schien. So sah es aus mit den Menschen, die wir täglich sahen, sehen mussten, und deren finstere Blicke mir als Kind nur mit dem Gedanken erklärbar waren, dass ich wohl etwas falsch gemacht hatte.

Mein Judentum war mir übrigens gänzlich unbekannt, man hatte es mir aus Schonung verschwiegen, traditionell, denn auch meine Mutter hatte es in meinem Alter nicht gewusst – meine Großmutter pflegte jüdische Freunde und Verwandte als „Zugehörige“ zu bezeichnen und weigerte sich nachhaltig, meiner Mutter die Bedeutung dieses Wortes zu erklären, bis diese eines Tages triumphierend verkündete, sie hätte es auch ganz alleine herausgefunden: Unter Berücksichtigung aller als Zugehörige Bezeichneten war es auch ganz klar – ein Zugehöriger war einfach ein kluger, freundlicher Mensch!

Wochen später saß mein Vater an unserem schönen, marmorgetäfelten Kamin und verbrannte stapelweise Notizen, Briefe und andere Dinge, die nach unserer Ausreise den Zurückbleibenden gefährlich hätten werden können, die zu gefährlich waren, um sie mitzunehmen: an der Grenze wurden die Habseligkeiten penibel kontrolliert. Die Augenringe waren tiefer, der Blick dunkler geworden. Im Unterschied zu mir wusste er zu viel. Wusste, dass er, wenn wir den Eisernen Vorhang querten, seine Mutter nie wiedersehen würde. Seine Freunde. Ich ahnte nichts, man hatte mir weder gesagt, dass wir Juden waren, noch, dass wir Kontingentflüchtlinge werden sollten. Jahre später schmerzte es immer noch, ihm dabei nicht beigestanden zu sein, als er seine Vergangenheit den Flammen übergab, seine Notizen, seine Gedanken, seine Zweifel, seine Sehnsüchte. Ich war doch nur sieben Jahre alt gewesen und knapp vor meinem achtzehnten Geburtstag verstarb er unerwartet, die Begegnung zweier Erwachsener war also nie möglich, nicht in dieser Welt, nicht in dieser Zeitbahn. Wie gerne hätte ich eine Zeitreise angetreten, ihn umarmt und in sein Ohr geflüstert: „Manuskripte brennen nicht“, ein Zitat aus Michail Bulgakows *Der Meister und Margarita*,

eines seiner Lieblingsbücher, das er mir mit neun Jahren das erste Mal zu lesen gab und das mein Lebensbuch wurde. Der Roman war ein Bollwerk wider sowjetische Narrative, eine Herausforderung wider die Unfreiheit der Kunst.

Die täglich auf uns einprasselnde Propaganda hatte auch auf mir Spuren hinterlassen, temporäre Tattoos der Medienunterdrückung, die sich nicht sofort mit westlichem Wasser abwaschen ließen: Noch einige Tage nach unserer Ankunft in Wien stritt ich mich wild mit meinem Vater, weil dieser sagte, dass Lenin ein arschloch gewesen sei. Ein arschloch! Er hatte seine verlorene Vergangenheit vor Augen, ich meine täglichen Kindergarten- und Schulriten, unsere Zeitlinien wollten und wollten sich nicht kreuzen. Damals nicht. Später nicht.

Zeitreisen konnte ich also weder damals noch heute. Russland hingegen beschloss, eine ganz andere Zeitreise erfolgreich anzutreten, die viele im Westen für unmöglich gehalten hatten – die warnenden Stimmen drangen nicht zeitgerecht an diverse Ohren. Die Überraschung also war komplett: nicht damals, als Wladimir Putin die Krim klammheimlich annectierte. Sondern erst jetzt, als die Blumen des Bösen nicht mehr über Grosny und Aleppo, sondern über Mariupol im Nachthimmel explodierten. Putin, der schwerkranke Drache am FSB-Hort, erträumte die UdSSR zurück, und mit diesem Traum verfolgte er auch eine Medienkontrolle, die durchaus an jene herankam, die ich als Kind hinter dem Eisernen Vorhang erlebt und verinnerlicht hatte, die mich imprägniert hatte mit der Vorahnung kommender Zensur, die mich bis heute laut schreien lässt, wenn ich erste zarte Triebe dieser Kontrolle entstehen sehe.

Der Ukrainekrieg, als Spezialoperation verharmlost, die man bei Gefängnisstrafe nicht anders nennen darf, brachte das Kartenhaus der angeblichen Demokratie endgültig zum Kippen: Russland ist erneut eine Diktatur. Putin ein Diktator. Die Leichen, die Vergewaltigten, die ausgebrannten Skelette ehemals bewohnter Häuser: Diese Bilder überlappen sich, hallen als Echo der Tschetschenienkriege nach, sind für mich nichts Neues. Lei-

der. Die Flüchtlinge mit ihren Habseligkeiten, die erneut durch Europa ziehen, die Toten, die Trauernden: Alles kommt in einer jähen Wendung vom Alltäglichen ins Krisenhafte zurück, alles ist wieder da, die Risse im zarten Eis der Zivilisation, die Echos vergangener Grausamkeiten.

Jemand wie unsere Familie, die antisemitische Verfolgung, Pogrome und Gewalttaten mütterlicherseits wie väterlicherseits erlebt hatte, ist innerlich schnell bereit, erneut in Fluchtmodus *vivendi* zu verfallen, zu lange war man über Generationen zu vorsichtig, zu aufmerksam, man hörte lieber das Gras und neue Unterdrückung wachsen, während es für viele erst den Paukenschlag brauchte. Doch unsere Vorsicht bringt nicht viel: nicht einmal der Paukenschlag. Das Rad des Krieges wird sich weiterdrehen, bis es zu einer Lösung kommen wird.

In der Zwischenzeit werden in Russland: die breite Mehrheit schweigen, eine todesverachtende Minderheit ihr Leben und ihre Freiheit bei den Demonstrationen für den Frieden riskieren, Journalisten und Journalistinnen fliehen, so sie es noch können, und einige wenige aus ebenso todesverachtendem Bestem trotzdem bleiben. Die Propagandaorgel wird über uninformierte Köpfe hinwegfegen, über mit toxischen Verdrehungen gefüllte Hirne. Es marschieren Menschen bei der Siegesparade am 9. Mai auf – auch mit Fahnen der Sowjetunion.

In der Ukraine werden neue Massengräber entdeckt werden und ankommende Fliehende werde ihre entsetzlichen Augenzeugenberichte weitererzählen, so wie es die ersten, die hier ankamen, schon taten. Mit einer Diktatur ist nicht zu scherzen, kaum zu verhandeln, eine Diktatur spielt nach ihren eigenen Regeln und bricht jene der allgemeinen Übereinkünfte. Und ich werde an das Dunkle in den Augen meines Vaters denken und glauben, dass er alles das schon gewusst hat, damals, als er seine Vergangenheit verbrannte, um mir eine andere Vergangenheit als diese seine zu ermöglichen.

Julya Rabinowich, geboren 1970 in Leningrad, ist eine österreichische Schriftstellerin mit russisch-jüdischen Wurzeln.

# „Ukrainer gibt es nicht“

## Hinter dem Ukraine-Krieg wabern Mythen und Halbwahrheiten.

VON VLADIMIR VERTLIB

„Wer die Vergangenheit kontrolliert, kontrolliert die Zukunft. Wer die Gegenwart kontrolliert, kontrolliert die Vergangenheit“, schreibt George Orwell in seinem Roman 1984. Besonders gefährlich sind dabei historische Halbwahrheiten, die – geschickt präsentiert – schwer zu widerlegen sind.

Zu den „Gründen“ für die sogenannte „besondere Militäroperation“ – den Angriffs- und Eroberungskrieg Russlands gegen die Ukraine – zählen neben glatten Lügen auch solche Halbwahrheiten. Dahinter stehen Narrative, die nicht nur auf Putins Fantasien basieren, sondern im heutigen Russland von vielen Menschen tatsächlich geglaubt und von einigen arrivierten Historikern und Politologen öffentlich verbreitet werden. Wäre dies nicht der Fall, fiel es dem Putin-Regime noch schwerer, russische Soldaten für den Krieg gegen die „Brüder“ in der Ukraine zu motivieren. Hier ein paar der gängigsten Mythen.

1. „Die Ukrainer sind kein eigenes Volk.“

Zu den Kernaussagen nationalistischer Propaganda gehört die Behauptung, Russen (Großrussen), Ukrainer (Kleinrussen) und Weißrussen seien dasselbe Volk. So wie die Bayern Deutsche seien, die einen spezifischen Dialekt sprechen, seien Ukrainer Russen mit sprachlichen und kulturellen Eigenheiten. Der Ausdruck „Ukraine“ komme von „Okraina“, was nichts weiter als Peripherie bedeutet. Einst waren Teile der heutigen Ukraine ein Grenzgebiet des Russischen zum Osmanischen Reich. Noch früher sei Kiew im Mittelalter die „Mutter aller russischen Städte“ gewesen. Russen, Weißrussen und Ukrainer hätten dieselben ethnischen Wurzeln und würden sich zum selben christlich-orthodoxen Glauben bekennen. Diese Argu-

mente sind allerdings genauso absurd, wie z.B. die Behauptung, Österreicher seien auch heute noch Deutsche, weil die Habsburger Jahrhunderte lang Kaiser des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“ gewesen sei.

2. „Die Ukraine ist eine Erfindung der Feinde Russlands, um Russland zu schwächen.“

Diese Feinde seien Deutsche und Österreicher im Ersten Weltkrieg gewesen, heißt es. Später seien Nazis, Amerikaner und die NATO in diese Rolle geschlüpft. Die Wahrheit ist: In der k.u.k.-Monarchie, zu der die heutige Westukraine gehörte, wurden Ukrainer als „Ruthenen“ bezeichnet. Die meisten von ihnen fühlten sich nicht als Russen, zumal Galizien oder die Bukowina niemals zum Russischen Reich gehört hatten. Eine eigene Identität musste weder von „den Österreichern“ noch sonst von jemandem erfunden werden, sie hatte sich längst entwickelt – im Westen wie auch anderswo im Land, mancherorts mehr, anderswo etwas weniger.

3. „Das ukrainische Volk und der ukrainische Staat in seinen heutigen Grenzen wurden von Lenin und den Bolschewiken erschaffen, um eine gesamtrossische Identität zu zerstören und durch eine sowjetische zu ersetzen.“

Es war Lenin, der angeblich große Teile Russlands – die Region um Char'kiw und den Donbass – der Ukrainischen Sowjetrepublik zugeschlagen hat, um dem neuen Land ein industrielles Rückgrat zu geben. Allerdings gab es ein ukrainisch-russisches Dialektkontinuum von der Ukraine bis an die Wolga. Hier eine nationale Grenze zu ziehen, war in der Tat willkürlich, doch besteht sie nunmehr seit hundert Jahren – dieses Faktum allein hat Identität erschaffen.

Die „Ukrainisierung“ der 1920er Jahre habe der Bevölkerung die ukrainische Sprache und Kultur regelrecht aufgedrängt, behauptet man. In der

Tat hatte es Widerstand gegen diese Politik gegeben. Vor hundert Jahren identifizierten sich viele Ukrainer tatsächlich noch mit Russland und bezeichneten sich als „Kleinrussen“. Das ändert aber nichts daran, dass ihre Nachkommen Ukrainisch längst in gesprochener und geschriebener Form verwenden und sich als Ukrainer fühlen, und das sogar dann, wenn ihre Muttersprache Russisch ist.

4. „Der heutige ukrainische Staat definiert Russen als Feinde; er sei im Kern faschistisch und diene der NATO und anderen antirussischen Kräften als Brückenkopf im Kampf gegen Russland.“

In der Tat haben sich in der Ukraine seit der Unabhängigkeit staatstragende Mythen entwickelt, in denen Nazi-Kollaborateure wie Stepan Bandera (1909–1959) als Nationalhelden gefeiert, dunkle Seiten der eigenen Geschichte, besonders Pogrome an Juden, verdrängt werden und die russische Herrschaft äußerst negativ bewertet wird. Deshalb ist aber die Ukraine, die derzeit einen Präsidenten jüdischer Herkunft mit russischer Muttersprache hat, noch lange kein faschistischer Staat. Die rechtsradikalen Parteien in der Ukraine erhielten bei den letzten Wahlen zusammen nur etwa zwei Prozent der Stimmen. Von diesem Land, in dem sich viele sowohl der russischen als auch der ukrainischen Kultur zugehörig fühlen, ist niemals eine Gefahr für Russland ausgegangen. Doch das kollektive Leid, das Trauma und der Hass auf den Aggressor erzeugen eine neue Identität – und diese wird sicher maßgeblich darauf basieren, dass man im „Russen“ den Prototyp des gefährlichen „Anderen“ erkennen wird.

Erstveröffentlichung in "Salzburger Nachrichten".

Vladimir Vertlib, geboren 1966, ist österreichischer Schriftsteller russisch-jüdischer Herkunft.

# „Wien ist voller Steine der Erinnerung“



© NATHAN SPASIC

„Dieses Wien wäre ohne den Beitrag der österreichischen Jüdinnen und Juden aus dem Kaiserreich ein mittelalterliches Wüstendorf“, sagt Walter Juraschek und erzählt seinen Gästen von den Leopoldstädter Berühmtheiten.

**Der Fremdenführer Walter Juraschek gehört zur Wiener Leopoldstadt wie das Amen zur Synagoge. Nach dem Völkerkundestudium arbeitete er viele Jahre bei der Hebrew Immigrant Aid Society. Die jüdische Flüchtlingsorganisation war Drehscheibe für jüdische Emigranten aus der Sowjetunion. Ein Gespräch unter zwei Freunden.**

VON NATHAN SPASIC

Es ist nicht schwer, ihn zu erkennen: Seine markante Brille, das karierte Hemd und die Schirmkappe gehören zu seiner Grundausrüstung. Man trifft ihn entweder umringt von Menschen, die er durch die jüdische Geschichte und Orte Wiens führt und/oder mit einer Tasse Kaffee in der Hand. Walter Juraschek ist ein engagierter Fremdenführer in seiner Wahlheimatstadt Wien und besitzt die seltene Fähigkeit, sich kein Blatt vor den Mund zu nehmen und zugleich höflich zu bleiben.

**NU:** Walter, du hast mir einmal erzählt, dass du im Zug zur Welt gekommen bist. **Walter Juraschek:** Ja, in Transit sozusagen. Meine Mutter war im Zug auf

dem Weg von Hamburg nach Hannover. Vierzig Kilometer vor Hannover setzten die Wehen ein und ich kam zur Welt. Meine Eltern waren nach dem Krieg ohne Staatsangehörigkeit und wollten in die Vereinigten Staaten emigrieren. Dann kam ich dazwischen und hatte als Kleinkind Lungenkrankheiten – keine gute Voraussetzung für die Einreise. Somit blieben wir in Deutschland. Ich bin in die Schule gekommen, doch allein mein Nachname machte mich zum Außenseiter.

**Wie ging es dir damit?**

Ich hatte keine Wurzeln in Deutschland und habe dort nicht gerne gelebt. Es war schlichtweg nicht mein Zuhause. Mein Vater starb, als ich 14

Jahre alt war. Die Mama folgte, da war ich Anfang 20. Und ab dem Moment war ich allein. Ich weiß auch nicht sehr viel über meine Familie. Ich studierte eine Zeit lang in Göttingen, ehe ich nach Wien gezogen bin, weil ein gewisser Professor Fielhauer damals einer der führenden Köpfe für Volkskunde an der Uni Wien war. Er war sehr progressiv, das hat mir unheimlich gefallen. Er hat nicht nur im ländlichen Raum herumgegraben, sondern sich auch mit anderen Sachen wie Arbeiterkultur befasst.

### **Du hast deine Sachen gepackt und bist nach Wien?**

Ich hab mich für zwei Auslandssemester angemeldet, und zur Wahl standen London und Amsterdam, gar nicht so schlecht eigentlich. Ich habe Professor Fielhauer dann zufälligerweise auf einem Kongress in Regensburg gehört und beschlossen: London und Amsterdam können mich gern haben, ich ziehe nach Wien. Nach einigen Semestern kam die Tragödie, und mein Professor ist an Bauchspeicheldrüsenkrebs gestorben. Ich hatte gerade mit der Promotionsvorbereitung angefangen. Mein Thema, heute natürlich lächerlich, hätte damals zur Steinigung führen können: Ich wollte die Lebensweisen von Homosexuellen auf dem Land und in der Stadt vergleichen. Professor Fielhauers Nachfolger hätte das nie zugelassen. Daher schob ich das Ganze auf und es liegt heute noch auf der langen Bank.

### **Das Ende einer akademischen Karriere ...**

Dafür der Beginn einer anderen. Ich wurde Projektassistent am österreichischen Institut für Berufsbildungsforschung und landete schließlich bei der HIAS, der Hebrew Immigrant Aid Society. Wien war nach 1945 die große Drehscheibe für die jüdische Emigration aus der Sowjetunion und anderen kommunistischen Staaten, wie z. B. der Tschechoslowakei, Ungarn und Rumänien. In den 1960er/1970er Jahren machten faktisch alle Auswanderer von dort in Wien Halt. Die meisten wollten nach Israel oder in die USA. In den 1980er Jahren kamen jedoch immer mehr Leute, die nach Deutschland wollten. Damals riefen alle entsetzt: „Um G'ttes Willen! Juden nach Deutschland!“ Das war das

Schlimmste, was man sich vorstellen konnte. Da ich aus Deutschland kam und man der Meinung war, ich müsse mich damit auskennen, wurden diese Fälle immer mir zugeteilt.

### **Wie bist du damit umgegangen?**

Ich habe sehr eng mit der Gemeinde in Berlin zusammengearbeitet, welche die einzige Gemeinde war, die damals Sowjetjuden aufnahm. Die Abwicklung lief jedoch immer über Wien. Es wurden immer mehr und mehr – und plötzlich saß ich 1988 auf achtzig Fällen, bei denen nichts weiterging. Also rief ich den Legationsrat in der deutschen Botschaft in Wien an, zu dem ich ein gutes Verhältnis hatte und fragte: „Sag mal, was ist da los?“ Er antwortete, dass sich der Botschafter weigere, die Emigranten durchzulassen, denn sie würden alle ohnehin nur Sozialhilfe beziehen wollen. Der Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland, Heinz Galinski, rief mich, den kleinen Schreibtischtäter, täglich an, um zu erfahren, wie es weitergeht. So verzweifelt waren wir alle, aber niemand hat aufgegeben. Es muss der 7. November 1988 gewesen sein, da habe ich den Delegationsrat wieder angerufen und ihm erzählt, dass die internationale Presse schon recherchieren würde und der Botschafter sich doch endlich besinnen solle. Selbstverständlich hat sich kein Medium dafür interessiert, aber anhand seiner Reaktion habe ich gemerkt, dass ich ins Schwarze getroffen hatte. Am nächsten Tag kam mir der Zufall zur Hilfe. Am 8. November, dem 50. Jahrestag der Novemberpogrome, hielt Bundestagspräsident Jenninger eine Rede, die gespickt war mit antisemitischen Aussagen. Die Mikrofone in Bonn waren noch nicht abgeschaltet, da rief die deutsche Botschaft an: Alle 80 genehmigt! Und so ging es weiter. Das war der Beginn des Quotensystems.

### **Was genau war das Quotensystem?**

Die BRD führte eine Quote für Sowjetjuden ein, die zunächst nicht begrenzt war. Eine offene Tür sozusagen. So ging es los mit dem Zustrom der sowjetischen Juden nach Deutschland.

### **Du warst also quasi an der Schnittstelle zwischen der Sowjetunion und dem Transit in den Westen oder nach Israel.**

Irgendwann kam der Tag, an dem Israel und Russland diplomatische Beziehungen aufnahmen. Von da an war es nicht mehr notwendig, über Österreich auszuwandern, sondern man konnte sein Ansuchen direkt stellen. Damit ebnete die jüdische Emigration über Wien ein wenig ab. Von 41 Personen, die bei der HIAS gearbeitet haben, blieben nur noch fünf übrig. HIAS sorgte auch für die Emigration von persischen jüdischen Flüchtlingen zumeist in die USA. Aber auch hier gingen die Zahlen stetig zurück.

### **Und dann?**

Dann stand ich da. Das war eine schlimme Zeit für mich, weil ich über vierzig war. Einen neuen Job zu finden war schwer, vor allem, wenn man mit seiner jüdischen Arbeitsgeschichte auf dem Buckel ankommt. Ich bekam Arbeit beim Arbeitsmarktservice für Behinderte. So wurde das damals noch offiziell genannt. Das war eine schreckliche Zeit. So viel Menschenverachtung hatte ich bis dato nie erlebt. Zum Glück wurde mir nach rund einem Jahr eine Stelle bei Rav Tov angeboten, wo man persischen Juden bei der Emigration in die USA half. Ich wurde außerordentlich respektvoll und warmherzig behandelt. Es war einfach nur unbegreiflich. Ich bin dort etwa zehn Jahre geblieben. Parallel dazu arbeitete ich in der Jugendbetreuung beim Verein Jugendzentren der Stadt Wien vor allem mit Kindern aus sogenannten Brennpunktschulen.

### **Was hat dich schließlich bewogen, Fremdenführer zu werden?**

Unter anderem auch das, was man importierten Antisemitismus nennt.

### **Wie ist das zu verstehen?**

Die meisten Kinder und Jugendlichen, die ich betreute, hatten Migrationshintergrund. Die ersten Jahre gingen noch, aber dann kam der 11. September 2001. Ich erinnere mich, dass ich einen Schulbesuch in einer HAK-Klasse machen musste und jubelnde Jugendliche sah, die aus Freude über das Attentat außer Rand und Band waren. Als ich die Lehrerin darauf ansprach, entgegnete sie mir nur achselzuckend, dass man nichts tun könne. Das war für mich schon eine ziemliche Offenbarung. Als ich dann eines Tages

„Als ich hierhergekommen bin, war es eine graue Stadt. Kaum Spuren von einem jüdischen Leben. Heute ist alles anders, das kann man sich gar nicht vorstellen. Die Leute sind aufgeklärter.“

in mein Büro kam und meinen wunderschönen, mit einem Magen David verzierten, gläsernen Briefbeschwerer am Boden zerschmettert vorgefunden habe, beschloss ich so schnell wie möglich wegzukommen von dort. Ich war furchtbar erschüttert. Und dann entschloss ich mich, die Ausbildung zum Fremdenführer zu machen.

**Deinen Fokus legst du insbesondere auf die jüdische Geschichte Wiens. Hastest du den Wunsch, damit auch etwas gegen Antisemitismus zu unternehmen?**

Den Wunsch hätte ich schon, nur mir fällt leider nichts Effizientes ein. Es gibt da von der IKG eine wunderbare Einrichtung zur Förderung der Begegnung jüdischer Jugendlicher mit Schulklassen in Wien. Das Projekt heißt Likrat, was so viel bedeutet wie „aufeinander zugehen“. Durch das persönliche Kennenlernen der etwa Gleichaltrigen soll dem Entstehen von antisemitischen Vorurteilen vorgebeugt und entgegengewirkt werden. Soweit ich informiert bin, kann dieses Projekt große Erfolge verzeichnen.

**Aber du bist Pensionist. Warum machst du diese Touren immer noch?**

Meine Pension ist nicht so hoch. Davon könnte ich zwar leben, nur würden sich die Maßschuhe dann nicht mehr ausgehen – wobei, ich besitze leider keine Maßschuhe. Wenn mir wirklich an Geld so viel liegen würde, dann hätte dieses Interview nie stattfinden können, weil ich mit meinem Toches in der Sonne auf den Bahamas liegen würde. Gelegenheit, um viel Geld zu verdienen, hätte ich mehr als einmal gehabt. Aber Geld ist für mich nicht so wichtig.

**Das sagt sich sicher einfacher, als es gemeint ist ...**

Ich mag diese Arbeit tatsächlich, und ich mache sie mit dem Herzen.

Weil den meisten Leuten auch nicht klar ist, wie wichtig die Wiener Juden für diese Stadt gewesen sind. Dieses Wien wäre ohne den Beitrag der österreichischen Juden aus dem Kaiserreich und allen Ecken der Monarchie nie so eine wunderbare Stadt geworden. Es wäre ein mittelalterliches Wüstenort.

**Man braucht nur an die prächtige Ringstraße zu denken.**

Das ist ja nur ein ganz kleiner Teil. Ich versuche sehr oft hier im zweiten Bezirk den Gästen klarzumachen, was das für Ort war. Wie viele Berühmtheiten dieser Bezirk vorgebracht hat. Eigentlich müsste man laut weinen. Wenn ich in die Czerningasse gehe: Viktor Frankl wohnte da, vis-à-vis hatte Alfred Adler sein Büro. Die Volksschule am Czerninplatz hat Lise Meitner besucht. Carl Djerassi hat sie besucht. Es war von Kindheitstagen ein Schmelztiegel der Intellektualität. Dann diese vielen jüdischen Wissenschaftler, die es gegeben hat. Die vielen Nobelpreisträger. Schau dir einmal die Liste der österreichischen Nobelpreisträger an. Das darf nicht vergessen werden. Und deshalb ist es ja auch immer schon ein wichtiger Bestandteil meiner Führungen, egal durch welche Bezirke. Man kommt ja immer wieder vorbei an den vielen Steinen der Erinnerung. In ganz Wien. Wenn wir über mehr als 65.000 jüdische Opfer sprechen, dann ist das eine Zahl. Bekommt aber eine der Zahlen ihren Namen zurück, ein Geburtsdatum und ein persönliches Schicksal, dann ist es wieder ein Mensch. Und dieses Erinnern an die Opfer, das ist der Grund, warum ich das mache.

**Mit deiner Arbeit setzt du gewissermaßen auch einen Stolperstein?**

Der Begriff Stolperstein ist in Wien verpönt. Das lassen wir den Deutschen.

Der deutsche Initiator Günther Demnig hat es der Liesl Ben David-Hindler damals verboten. Und hat sich ihr gegenüber sehr schlecht benommen. Deshalb heißt es bei uns „Steine der Erinnerung“. Also ja, ich möchte die Erinnerung wachhalten.

**Wie lange machst du das noch?**

Fünf Jahre. Ich merke, dass meine Kraft langsam abnimmt. Verstehst du? Oft bin ich ja auch mit Nachkommen von Vertriebenen und Ermordeten unterwegs. Das ist immer sehr emotional und kostet sehr viel Kraft. Gut gemeinte Ratschläge von Freunden, dass ich mich abgrenzen muss, funktionieren nicht. Man kann sich vom Leid, das andere erlitten haben, nicht abgrenzen. Dennoch hat sich in Wien sehr viel verändert. Als ich hierhergekommen bin, war es eine graue Stadt. Dein schwarzes Hemd ist vermutlich heller als der Stephansdom damals war. Kaum Spuren von einem jüdischen Leben. Heute ist alles anders, das kann man sich gar nicht vorstellen. Die Leute sind aufgeklärter. Das gibt mir Hoffnung, denn ein Pessimist bin ich nicht!



In den Schulen wird neben Russisch immer noch Jiddisch unterrichtet, die alte Holzsynagoge wurde renoviert.

# Zion am Ende der Welt

**Jüdische Kommunistinnen und Kommunisten aus aller Welt, auch aus Österreich, bauten in den unwirtlichen Wäldern Sibiriens ein Jüdisches Autonomes Gebiet nahe der chinesischen Grenze. Auch die Kinder chinesischer Zuwanderer lernen in der Schule neben Russisch auch Jiddisch. Besuch anlässlich eines Kunstprojektes.**

VON DANIELLE SPERA

Zwischen den Flüssen Bira und Bidschan liegt im äußersten Osten Russlands die Stadt Birobidschan, in der heute noch „Jüdische Autonome

Oblast“ genannten Verwaltungsregion. 1934 wurde sie als jüdischer autonomer Staat innerhalb der Sowjetunion gegründet. Im Grenzgebiet zwischen Russland, China und Japan gelegen, wurde dieses Gebiet durch die Transsibirische Eisenbahn besser erschlossen. Nach der ersten jüdischen Siedlung namens Waldheim wurde Birobidschan schließlich vom Schweizer Architekten Hannes Meyer geplant.

Die Region sollte ein Staatswesen für Jüdinnen und Juden aus der Sowjetunion werden, vielleicht auch, um sie alle dort anzusiedeln und unter Kontrolle zu halten. Aus der ganzen Welt strömten jüdische Kommunisten in die unwirtliche Region und halfen beim Aufbau des unbewohnten Landstriches mit, unter ihnen auch zahlreiche aus Österreich. Der Wiener Journalist Otto Heller schrieb: „Die Juden sind in die sibirischen Wälder gezogen, wenn man sie nach Palästina fragt, lachen sie nur.“ Heller starb 1945 an Entkräftung im Konzentrationsla-

ger Mauthausen. Die aus Wien stammende Lilli Körper beschreibt Birobidschan als Paradies, das es wert sei, darum zu kämpfen: „Wie wird es erst sein, wenn wir einmal Elektrizität und Toilettenspülungen haben werden.“

### Immer noch Jiddisch

Nach den Ende der 1930er Jahren einsetzenden Verfolgungen durch Stalin verließen viele Jüdinnen und Juden Birobidschan, spätestens aber nach der Staatsgründung Israels. Heute leben in Birobidschan 75.000 Menschen. Bedingt durch die Auswanderung ist die jüdische Bevölkerung deutlich geringer geworden, doch in den letzten Jahren wieder im Steigen begriffen. 1990 entstand eine neue Synagoge, die frühere Holzsynagoge wurde renoviert. Koschere Supermärkte eröffneten. In den Schulen wird neben Russisch immer noch Jiddisch unterrichtet, denn Birobidschan versteht sich bis heute als jüdischer Staat, in dem auch die wachsende, aus



© DANIELLE SPERA

Der prächtige Bahnhof mit einer Menora auf einer riesigen Stele.

China zugezogene Bevölkerung Jiddisch lernt. Die regionale Zeitung, der *Birobidschaner Schtern*, erscheint wie eh und je. 2017 fand auf österreichische Initiative eine künstlerische Auseinandersetzung mit dem Jüdischen Autonomen Gebiet statt. Im Zuge dieses Projekts, das der damalige österreichische Kulturattaché Simon Mraz (siehe seinen Textbeitrag in dieser Ausgabe auf S. 45) exzellent umsetzte, durfte auch das Jüdische Museum Wien mit der bildenden Künstlerin, Forscherin und Kuratorin Ekaterina Shapiro Obermair einen spannenden Beitrag leisten ([www.hoast.net/EK\\_WP/project/with\\_you](http://www.hoast.net/EK_WP/project/with_you)) – mein Eintritt in eine Weltgegend, die mir bis zu diesem Zeitpunkt verschlossen war.

### Ende der Welt

Künstlerinnen und Künstler aus Österreich, Israel, USA und Russland reisten nach Birobidschan und beschäftigten sich vor Ort mit dem Vermächtnis des ersten staatsartigen Gebildes der Juden im 20. Jahrhundert. Und sie förderten Geschichte und Geschichten des Jüdischen Autonomen Gebiets zutage, die als Grundlagen für ihre speziell für dieses Projekt entwick-

elten Arbeiten dienten. Mich brachte diese Reise förmlich an das Ende der Welt.

Vom Flughafen der Stadt Chabarowsk, die am Amur liegt, führt der Weg über eine gigantische Brücke entlang der Transsibirischen Eisenbahn fast drei Stunden durch menschenleeres Gebiet, bis man zum imposanten Schild am Ortseingang kommt, wo man bereits zweisprachig begrüßt wird: russisch und hebräisch. Von hier aus ist es nur noch wenige Minuten bis zur Stadt Birobidschan. Nicht nur auf den ersten Blick fällt die Anlage der Stadt auf: die elegante Flusspromenade, gepflegte Parks, der prächtige Bahnhof mit einer Menora auf einer riesigen Stele, die Straßenschilder in hebräischer Schrift, die nicht abgetragenen Lenin-Statuen und chinesischen Marktstände. Der Zuzug aus China ist auch daran zu messen, dass die meisten Restaurants der Stadt heute von Chinesinnen und Chinesen betrieben werden, deren Kinder wiederum in den Schulen von Birobidschan Jiddisch lernen.

In der Synagoge und im jüdischen Museum wird man mit großer Freude begrüßt. Die kleine, unerschütterli-

che Gemeinde (man spricht von 4000 Mitgliedern) verlässt sich darauf, dass vielleicht doch einmal wieder Birobidschan als Paradies angesehen wird und hofft auf eine Zukunft. Wenn die Reise dorthin nicht so lang und beschwerlich wäre.



© DANIELLE SPERA

Nach der langen Anreise wird man vom imposanten Schild am Ortseingang bereits zweisprachig begrüßt.



Unter der NS-Besetzung Lettlands mussten 1941 alle Juden in Riga – bis zu 30.000 Menschen – in ein Ghetto am Stadtrand, genannt „Moskauer Vorstadt“, umziehen.

# Langsames Erwachen

**77 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs gibt es in den drei baltischen Staaten wieder eine merkbare Renaissance jüdischen Lebens.**

VON OTMAR LAHODYNSKY

In Vilnius wird demnächst ein neues Museum eröffnet, das der Geschichte der litauischen Jüdinnen und Juden (Litwaks genannt) gewidmet ist. In Lettland hat das Parlament in Riga ein Gesetz über Entschädigungszahlungen an Jüdinnen und Juden verabschiedet. Überlebende der Nazi-Gräueltaten sollen unterstützt und die jüdische Gemeinde gestärkt werden. Und auch in Estland gibt es wieder jüdisches Leben, seit 2007 auch eine neu errichtete Synagoge in der Hauptstadt Tallinn. Ein Überblick über die drei baltischen Staaten.

## Lettland

Im Vorjahr fand eine Gedenkfeier zum 80. Jahrestag des Massenmords an Jüdinnen und Juden im Wald von Rumbula bei Riga statt. Unter der NS-Besetzung Lettlands mussten 1941 alle Juden in Riga – bis zu 30.000 Menschen – in ein Ghetto am Stadtrand, genannt „Moskauer Vorstadt“, umziehen. Im Winter 1941 ermordeten SS-Angehörige mit Hilfe lettischer Kollaborateure im Wald von Rumbula die meisten Jüdinnen und Juden des Ghettos sowie rund tausend Juden aus Deutschland. Die vorhandenen Opferzahlen schwanken zwischen 25.000 und 27.500.

Mit dem im Vorjahr vom Parlament Lettlands verabschiedeten Gesetz, das Entschädigungszahlungen in Höhe von 40 Millionen Euro vorsieht, sollen nun „die historischen ungerechten Folgen“ beseitigt werden, die sich aus „dem Holocaust und den Aktivitäten unter sowjetischer Herrschaft“ ergeben haben, wie es in einer Mitteilung

heißt. Das Geld soll ab 2023 über einen Zeitraum von zehn Jahren in jährlichen Raten von vier Millionen Euro an einen Restitutionsfonds der jüdischen Gemeinde Lettlands fließen. Ein Teil des Geldes soll an überlebende Shoah-Opfer ausgezahlt werden. Zudem sollen jüdische Schulen, Gebäude und kulturelle Projekte unterstützt werden, um die rund 9500 Mitglieder zählende jüdische Gemeinde Lettlands zu stärken. Vor dem Zweiten Weltkrieg lebten etwa 95.000 Jüdinnen und Juden in Lettland.

In den Anmerkungen zu dem – gegen Vorbehalte der nationalkonservativen Regierungspartei Nationale Allianz – verabschiedeten Gesetz wird betont, dass der lettische Staat nicht für den Diebstahl jüdischen Eigentums und die Ermordung der Jüdinnen und Juden im Land durch die deutschen Nationalsozialisten verantwortlich sei. Doch sei es „ethisch und fair“, wenn der wiederhergestellte Staat Lettland seine jüdische Gemeinde für die erlittenen Immobilienverluste entschädige.



Die Synagoge in der estnischen Hauptstadt Tallinn beeindruckt durch ihre modernistische Architektur: der erste Synagogenneubau im Baltikum nach 1945.

Die jüdische Gemeinde Lettlands, die World Jewish Restitution Organization (WJRO) und auch US-Außenminister Antony Blinken begrüßten das neue Gesetz. In Lettland blieb die Entschädigung jüdischer Eigentümer lange ungeklärt – wiederholt scheiterten Wiedergutmachungsgesetze.

Lettland war im Zweiten Weltkrieg abwechselnd von der Sowjetunion und Nazi-Deutschland besetzt. Während der deutschen Besatzung zwischen 1941 und 1944 wurden mehr als 70.000 Jüdinnen und Juden in dem Baltenstaat getötet. Nach Kriegsende machte die Sowjetunion Lettland, wie auch die beiden anderen baltischen Länder Litauen und Estland, zum Teil des Staatsgebiets. Erst 1991 erlangten die drei Staaten des Baltikums ihre Unabhängigkeit zurück und wurden in der Folge Mitglieder der NATO und EU.

### Estland

Nicht einmal ein Dutzend estnische Juden überlebte den Holocaust in ihrer Heimat. Zwischen 1944 und 1950 kehrten zirka 1500 estnische Jüdinnen und Juden, die vor den deutschen Truppen in die UdSSR hatten fliehen können, nach Estland zurück. Unter sowjeti-

scher Herrschaft zogen auch russische Jüdinnen und Juden nach Estland. Vom Ende des Krieges bis zum Zusammenbruch der Sowjetunion spielte sich aber das jüdische Leben in der Sozialistischen Sowjetrepublik Estland weitgehend im Verborgenen ab. Um 1960 lebten in Tallinn etwa 3700 Jüdinnen und Juden.

Es dauerte lange, bis die jüdische Gemeinde in Estland wieder organisiert lebte und jüdische Einrichtungen gegründet wurden: Ende der 1980er Jahre wurde in Tallinn die Jüdische Kulturgesellschaft ins Leben gerufen, und in den folgenden Jahren entstanden wieder jüdische Schulen und jüdische Sport- und Kulturvereine. Kurz vor Wiedererlangung der estnischen Selbstständigkeit wurde 1990 in Tallinn die „Jüdische Schule“ („Tallinna Juudi Kool“) eröffnet – wie ihre Vorgängerin in der Karu-Straße. Heute besuchen etwa 200 Schüler und Schülerinnen die angesehene Schule, wo der Unterricht nach dem nationalen estnischen Lehrplan stattfindet. In Abstimmung mit der israelischen Regierung wurde dieser um besondere Fächer erweitert: Eine aus Israel entsandte Lehrkraft unterrichtet Hebräisch, auf

dem Lehrplan stehen auch jüdische Geschichte sowie jüdische Literatur. Das Gymnasium ist die einzige höhere jüdische Bildungseinrichtung in Estland; daneben existieren jüdische Sonntagsschulen in den Städten Tartu, Narva und Kohtla-Järve.

Die Wiedererlangung der estnischen Unabhängigkeit im August 1991 hat auch das jüdische Leben im Land beflügelt. 1992 wurde die Jüdische Gemeinde Estlands („Eesti Juudi Kogukond“) gegründet, ein neues Minderheitengesetz garantiert den Schutz der jüdischen Identität.

Die wenigen Jüdinnen und Juden, die den Holocaust überlebt hatten, mussten sich nach 1945 über Jahrzehnte hinweg in einem kleinen Haus in Tallinn versammeln, das ihnen eine christliche Kirchengemeinde zur Verfügung gestellt hatte. Einen Rabbiner gab es damals nicht. Zu den Einrichtungen der Gemeinschaft zählten eine jüdische Schule und ein jüdischer Friedhof.

Erst seit 2000 besitzt Estland wieder einen (chassidischen) Rabbiner aus Israel. Die Abwanderung jüdischer Familien – vor allen nach Deutschland, Israel und die USA – konnte seither ge-



Die 1903 eingeweihte Choral-Synagoge in Vilnius, ein mit maurischen Elementen versehenes Gebäude nach den Entwürfen des Architekten Dawid Rosenhaus.

stoppt werden, sodass sich jüdisches Leben von neuem entfaltet. Heute leben noch etwa 1500 Jüdinnen und Juden in Estland, davon allein tausend in der Hauptstadt.

Die neue Synagoge in der Karu-Straße im Zentrum Tallinns wurde 2007 eingeweiht und ist damit der erste Synagogenneubau im Baltikum nach 1945. Der modern anmutende Bau – ein Werk der Architekten Lembit-Kaur Stöör und Tõnis Kimmel – wurde vor allem durch Großspenden finanziert. Neben der eigentlichen Synagoge, die etwa 180 Sitzplätze umfasst, beherbergt der Komplex eine Mikwe (Ritualbad) und ein koscheres Restaurant.

Die jüdische Gemeinde in Estland hat derzeit etwa 1000 Angehörige, zumeist ältere Personen. Größte Gemeinde ist mit Abstand Tallinn, daneben gibt es kleinere jüdische Gemeinden in Tartu, Narva, Kohtla-Järve und Pärnu.

### Litauen

In Litauen lebten bis zum Zweiten Weltkrieg die meisten Jüdinnen und Juden der drei baltischen Staaten, in Vilnius stellten sie sogar 40 Prozent der Bevölkerung. Es gab eine Vielzahl von

Synagogen, jüdischen Kultureinrichtungen und Tageszeitungen. Doch zwischen 1941 und 1945 wurden die meisten Juden und Jüdinnen ermordet. Mit dem Vorrücken der Roten Armee im Sommer 1944 versuchten die deutschen Besatzer, Spuren der ab 1941 erfolgten Massenerschießungen im Wald von Ponary (litauisch: Paneriai) zu beseitigen. Jüdische Gefangene wurden gezwungen, die Massengräber zu öffnen, etwa 80.000 Leichen wurden exhumiert und anschließend verbrannt. Am 13. Juli 1944 erreichten schließlich sowjetische Truppen die Stadt. Noch zehn Tage vor der Befreiung von Vilnius wurden Jüdinnen und Juden aus den Arbeitslagern der Umgebung im Wald von Ponary umgebracht.

Von den ehemals mehr als 200.000 Jüdinnen und Juden leben heute in Litauen nur noch knapp 4000 (Stand 2021). Von den mehr als 100 Synagogen der Stadt ist nur eine einzige erhalten geblieben: Die 1903 eingeweihte Choral-Synagoge, ein mit maurischen Elementen versehenes Gebäude nach den Entwürfen des Architekten Dawid Rosenhaus.

2019 wurde diese Synagoge – sie war bislang die einzig noch genutzte

des Landes – geschlossen. Von den drei jüdischen Friedhöfen ist nur mehr einer erhalten, auf dem sich mehr als 6500 Gräbern befinden; die beiden anderen wurden in der Nachkriegszeit von den Sowjets zerstört. Den Standort des Alten Jüdischen Friedhofs markiert ein aus zahlreichen steinernen Stelen bestehendes Mahnmal.

Das jüdische Museum in Vilnius (eröffnet und eingerichtet noch in der sowjetischen Zeit 1989) wird von der litauischen Regierung unterstützt. Es beherbergt eine ständige Sammlung mit Erinnerungstücken der ehemaligen Großen Synagoge. Unter den „Litwaks“, wie die litauischen Juden genannt werden, gibt es viele Künstler und Schriftsteller. Der kanadische Barde Leonhard Cohen hat ebenfalls litauische Wurzeln, wie Anfang Mai eine Ö1-Dokumentation der Publizistin Brigitte Voykowitsch über das Judentum in Litauen berichtete.

In dem Museumsgebäude, das bald durch einen Neubau ersetzt werden soll, gibt es auch die Dauerausstellung des litauischen Malers Samuel Bak, der als Kind aus dem Ghetto flüchten konnte und die NS-Zeit überlebte. Bak emigrierte in die USA.

# Herzblut für die Kunst

**Der russische Angriffskrieg in der Ukraine hat dramatische Folgen: für die Kunstschaffenden Russlands, aber auch für ihre zumeist jüdischen Mäzene. Ihnen ist zu verdanken, dass das Land kein kulturelles Ödland ist. Sie holten internationale Kunst nach Russland und förderten gleichzeitig zeitgenössisches russisches Kunstschaffen.**

VON SIMON MRAZ

Wo immer der Welten Bahnen hinführen werden, gilt es manches, das in Russland durch die Entfesselung des politischen Regimes dort losgetreten und zerstört wurde, in Erinnerung zu behalten. Die Zerstörung, die von der politischen Elite ausgeht, dringt dabei in der direktesten aller Formen nach außen: als Krieg, derzeit in der Ukraine, davor Georgien. Sie trägt sich auch im Inneren des Landes zu, wie etwa in Tschetschenien. Die Zerstörung meint aber auch die Repression der geistigen Freiheit.

Nach den wilden Jahren der ersten postsowjetischen Präsidentschaft unter Boris Jelzin (1991–1999), die zugleich für eine neu gewonnene Freiheit standen, folgte zunächst eine Konsolidierung staatlicher Ordnung in den frühen Putin-Jahren, in

denen sich im Kulturbereich neue Initiativen und Institutionen nach westlichem Vorbild herauszubilden begannen. Die Kunstszene erlebte eine Periode der Freiheit, bis im Jahr 2012 der mystische Hobbyhistoriker und Putinflüsterer Wladimir Medinski zum Kulturminister avancierte, der bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt die staatliche Kulturpolitik entscheidend mitprägt. Jede Form zeitgenössischer Kunst- und Kulturauffassung geriet seither ins Visier des berüchtigten Ministers, der Kunst als Funktion des Staates sieht. Unzweifelhaft befinden wir uns gegenwärtig im letzten Akt einer mehr als zwanzigjährigen Tragödie Russlands. Wie lange dieser Akt dauert und welche Opfer er verlangt, wissen wir leider nicht. Trotz des immer schwieriger werdenden



© MUSEUM OF RUSSIAN IMPRESSIONISM

Auf dem Gelände einer ehemaligen Tortenfabrik 2016 errichtet und vom Geschäftsmann Boris Mints finanziert: das vorzügliche Museum des russischen Impressionismus.

kulturellen Umfeldes wäre es falsch, sich Russland als ein trostloses Ödland vorzustellen, in dem es nicht viel mehr gibt als einen Diktator, einen Sicherheitsapparat und eine willfährige Bevölkerung. Gerade in den Städten, und dies sind mehr als nur Moskau und St. Petersburg, gibt bzw. gab es bis zuletzt sehr wohl eine selbstbewusste, gebildete und engagierte bürgerliche Gesellschaft.

Die Zeit zwischen 2000 und dem Ende des Putinregimes wird jedenfalls als Zeitperiode in die Kulturgeschichte eingehen: Vielleicht nicht als eine so strahlende wie die Avantgarde, aber doch eine signifikante, in der Künstlerinnen und Künstler einerseits um Distanz zur sowjetischen Kunstgeschichte bemüht waren und andererseits Beziehungen zur – verpassten – westlichen Kunstgeschichte aufzubauen versuchten. All dies in einem politischen Umfeld, welches die Kunstschaffenden zunächst als „westliche Sektierer“ marginalisiert, später bekämpft hat.

Die Kunst dieser Periode ist ausgezeichnet durch eine erfrischende Vielfalt und Experimentierfreudigkeit sowie eine gewisse Unschuld in dem Sinne, dass sie sich im Abseits entwickelte, verleugnet im eigenen Land und international weitgehend unbeachtet. Sie wird nichtsdestoweniger Gegenstand kunsthistorischer Betrachtungen sein. Und in diesem Zusammenhang wird man sich auch derer besinnen, die in dieser Zeit Kunstschaffende essenziell unterstützt haben.

### **Jüdisches Mäzenatentum**

Die vielleicht größte Gruppe waren jüdische Mäzene. Über reine Westen wohlhabender Russen gibt es zahlreiche Recherchen, der Autor des vorliegenden Artikels kann nur Zeugnis ablegen über Geleistetes im Bereich der Kunst, was in keiner Weise Recht-

fertigung allfälliger Vergehen im politischen oder wirtschaftlichen Bereich ist. Hier geht es ausschließlich um einen kurzen Einblick in jüdisches Mäzenatentum im Russland der letzten zwanzig Jahre. Es waren interessanterweise fast ausnahmslos jüdische Oligarchen, die sich im Kunstbereich engagierten. Die anderen sammelten Jachten, Häuser oder Militärmaschinen.

Eine ältere Generation von Geschäftsleuten verlegte sich auf klassische Kunst. Vielleicht bekanntester Vertreter dieser Gruppe ist Viktor Wekselberg. Er kaufte einen bedeutenden Teil der weltweit am freien Kunstmarkt angebotenen Fabergé-Kunst zurück, um sie hernach in Petersburg in einem Museum öffentlich zugänglich zu machen. Im Bereich der zeitgenössischen Kunst wiederum engagieren sich vor allem zwei der Top-Ten-Oligarchen Russlands, Roman Abramovich und zuletzt Leonid Mikhelson.

### **Avantgarde-Architekten**

Abramovichs erstes gesellschaftliches Engagement war wohl der Fußball, den er in Russland zu popularisieren und zu kommerzialisieren mithalf. Nach gelungenem Lehrstück im sportlichen Bereich verlegte er sich auf die Kunst. Gemeinsam mit seiner damaligen Frau Dasha Zhukova gründete er im Jahr 2008 das Garage Museum für zeitgenössische Kunst in einer von dem Avantgarde-Architekten Konstantin Melnikov errichteten Remise, die wiederum von der jüdischen Kultusgemeinde Moskau angemietet wurde. Das Kunstzentrum verschrieb sich zunächst großangelegten Einzelausstellungen internationaler Kunststars wie Marina Abramović, Louise Bourgeois oder Takashi Murakami. Moskau verfügt über keine einzige Museumssammlung moderner oder zeitgenössischer westlicher Kunst,

die Garage-Ausstellungen boten dem russischen Publikum also wirklich Neuland – zu einer Zeit wohlgermerkt, als noch nicht absehbar war, dass der Westen zum ideologischen Feind werden sollte.

### **Ambitionierte Projekte**

Im Jahr 2012 lief der Vertrag der Garage mit der jüdischen Gemeinde aus, die das Gebäude in das „Jüdische Museum und Toleranzzentrum“ umbaute. Neben einer Dauerausstellung wurden Personalien prominenter jüdischer Künstler wie Anish Kapoor gezeigt oder die Bedeutung jüdischer Künstler in der russischen Avantgarde aufgearbeitet.

Die Garage entschied, ihren Namen zu behalten und sich in einem der beliebtesten Parks der Stadt anzusiedeln, dem zentral gelegenen Gorki-Park. Um neues Publikum für zeitgenössische Kunst und Kultur zu begeistern, wurden eine Bibliothek sowie ein Kunstvermittlungszentrum gegründet. Zunehmend unterstützte die Garage auch russische Kunst, gründete eine Biennale zu regionaler zeitgenössischer Kunst und errichtete Künstlerstudios, für die sich Künstlerinnen und Künstler aus dem ganzen Land melden konnten.

Ein anderes ambitioniertes Projekt sollte jenes des Geschäftsmanns Leonid Mikhelson werden. Die nach seiner Tochter benannten „Viktoria“ Stiftung (V-A-C) beauftragte den italienische Stararchitekten Renzo Piano, ein riesiges ehemaliges Fernwärme Kraftwerk in unmittelbarer Nähe zum Kreml in ein Kunstzentrum zur Unterstützung junger russischer Künstlerinnen und Künstler zu transformieren.

Dem Projekt sollte kein Glück beschert sein. Es kam zu spät, aufgrund der Coronakrise wurde die Eröffnung mehrfach verschoben und schon in den Monaten vor dem Überfall

**„All diese, auf künstlerischen Dialog zwischen West und Ost ausgerichteten Projekte stehen für ein modernes, aufgeschlossenes Russland – und somit diametral entgegengesetzt der Kreml-Ideologie.“**



© IWAN BAAI/GAFAGE MUSEUM OF CONTEMPORARY ART

Das neue Garage Museum für zeitgenössische Kunst im Moskauer Gorki-Park, von Stararchitekt Rem Koolhaas 2015 modernisiert.

Russlands auf die Ukraine wurde die Kremlpolitik beständig restriktiver. V-A-C änderte wohl nicht zuletzt aufgrund von politischem Druck die Mission und kündigte an, fortan eine Neubelebung des sowjetischen Formates des Kulturpalastes sein zu wollen. Schließlich geriet die Besichtigung des gerade fertigen Gebäudes durch den russischen Präsidenten im Vorfeld der Eröffnung zu einer Pleite, nur einige Tage nach der Eröffnung trat die Führungsriege des Projektes zurück, das Programm wurde großteils eingestellt bzw. nie gestartet. Es hatte sich schlussendlich herausgestellt, dass in unmittelbarer Nähe des Kremls derzeit nicht allzu viel Platz für avantgardistische Kunst ist, auch nicht bei einem Investment von kolportierten 300 Millionen Dollar.

Nicht im Bereich der Megaprojekte angesiedelt, aber sehr professionell ist das 2016 auf dem Gelände einer ehemaligen Tortenfabrik errichtete Museum des russischen Impressionismus, finanziert vom Geschäftsmann Boris Mints. Er lebt mittlerweile im Exil, unterstützt das Museum aber weiterhin. Die Postulierung eines eigenen russischen Impressionismus mag gewagt sein, umso mehr besticht

das Ausstellungsprogramm, wie auch die Forschungsarbeit zu teilweise in Vergessenheit geratenen russischen Künstlern und deren stilistischer Auseinandersetzung mit westeuropäischer Kunst. Das Museum erarbeitete sich einen vorzüglichen Ruf auch durch Kooperationen mit westlichen Museen, denen freilich durch die derzeitigen Sanktionen ein Riegel vorgeschoben wurde.

All diese, auf künstlerischen Dialog zwischen West und Ost ausgerichtete Projekte stehen für ein modernes, aufgeschlossenes Russland – und somit diametral entgegengesetzt der Kreml-Ideologie.

### Wohlhabendes Großbürgertum

Gleichzeitig gewann eine Gruppe von wohlhabenden Kunstunterstützern an Bedeutung, die weniger in der Milliardärsliga als im Großbürgertum oder in der Unternehmerschaft zu finden sind. Der Moskauer Promi-Scheidungsanwalt Alexander Dobrovinsky zählt ebenso dazu wie der Besitzer des berühmten Kaufhauses GUM, Mikhail Kusnirovich, der in seinem Einkaufszentrum eine Galerie für zeitgenössische Kunst eingerichtet hat, oder Diana Motsonashvili, die gemeinsam

mit ihren israelischen Partnern die führende russische Kunsttransportfirma FineArtWay gegründet hat.

Eine besondere Stellung nehmen einige Kunsthändler ein, die sich außerordentliche Verdienste um die zeitgenössische Kunst erworben haben: Marat Guelman, ein fantastisch wilder Typ, der es schaffte, vom Putin-Berater zur Persona non grata zu werden. Er machte aus der Stadt Perm einen Hotspot zeitgenössischer Kunst, richtete sogar ein Büro der Stadt Perm in Brüssel ein, um sie als europäische Kulturhauptstadt zu bewerben, stellte fast alle russischen Protestkünstlerinnen und -künstler aus und wollte zuletzt aus Montenegro das Haiti des 21. Jahrhunderts machen. Mit seiner ehemaligen Frau Julia gründete er die wunderbare Guelman Galerie.

Der ebenfalls begnadete Kunsthändler Maxim Boxer schuf zu Beginn der Coronapandemie eine Online-Plattform, auf der Künstler ihre Werke zu ganz niedrigen Preisen direkt verkaufen konnten und die sich innerhalb von Wochen zu einem russlandweiten Hit entwickelte.

Ebenfalls erwähnenswert, da mit Österreichbezug, sind der Geschäftsmann Chaim Aizenshtat, Sohn des

Rabbiners und Malers Alexander Aizensthat, dessen Familie zurückgeht auf den gleichnamigen, in Eisenstadt begrabenen Rabbiner, sowie der Restaurantbesitzer Ariel Israilov, der in Moskau gleichermaßen zu Hause ist wie in Wien und der zuletzt Gefallen an Kunst und Kunstförderung gefunden hat.

### Zeichen der Courage

Aber nicht nur Milliardäre und Millionäre sind Förderer der Kunst. Jüdisches Engagement im Kulturbereich ist wesentlich breiter aufgestellt, mit einer ganzen Reihe von Persönlichkeiten, die vielleicht nicht nur ihr Geld, ihr Herzblut und Wissen, sondern manchmal ihr Leben für Kunst und Kultur in Russland hingeben. Es seien zumindest drei von ihnen genannt, für den Autor sind sie die eigentlichen Helden des russischen Kulturbetriebs der letzten beiden Jahrzehnte.

Leonid Bashanov, entstammend einer jüdischen Industriellenfamilie, ist ein wahrlich wunderbarer Mensch, der bis zum heutigen Tag unermüdlich für

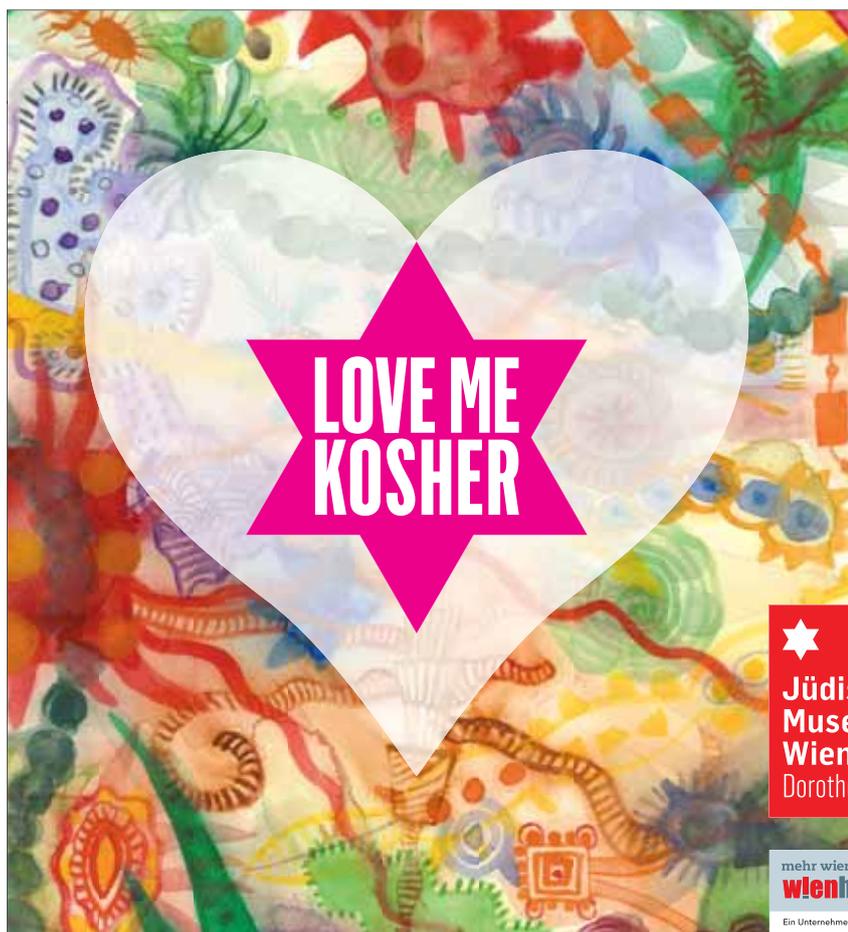
ein Zentrum zeitgenössischer Kunst kämpft. Sein Leben ist mit der noch kurzen Geschichte zeitgenössischer russischer Kunst ab den 1970er Jahren verbunden, mehr noch: Er hat sie durch seinen Einsatz wie kein anderer mitgeprägt.

Als eine ganz andere Förderin der Kunst ist Irina Mak zu nennen. Sie schreibt unbestechlich über Kunst, stets für die besten Zeitungen. Und von allen diesen Zeitungen ist diese tapfere jüdische Frau auch schon vor die Türe gesetzt worden, wenn die Zensur sie loswerden wollte. Ein Beispiel an Mut und Courage ist auch Irina Scherbakova, eine der Leiterinnen der Memorial Gesellschaft. Diese führende, im Dezember 2021 vom Obersten Gericht Russlands verbotene Menschenrechtsorganisation hat sich zum Ziel gesetzt, die Geschichten jener Menschen zu sammeln, die politische Repressionen erleiden mussten, von der Stalin-Zeit bis heute. Sie musste nach Israel auswandern, nachdem Memorial zum ausländischen Agenten erklärt wurde.

Der russische Angriffskrieg in der Ukraine hat für die Kunstszene Russlands dramatische Folgen. Sowohl für die Künstlerinnen und Künstler des Landes – das Thema jüdischer Künstlerinnen und Künstler konnte in diesem Artikel nicht berührt werden – wie auch für deren Förderer bietet Russland unter der gegenwärtigen Führung kein Zuhause. Jenen, die

sich öffentlich oder auch nur in privaten Chats gegen den Krieg äußern, drohen bis zu 15 Jahre Haft oder sie werden als ausländische Agenten geächtet. Viele verlassen das Land, Kunstschaaffende ebenso wie ihre Förderer. Fest steht, dass jenes zarte Kunstpflänzlein, das über fast zwanzig Jahre gewachsen ist, unwiederbringlich ausgerissen wurde.

Es bleibt die Zuversicht, dass auf demselben Boden russischer Kulturgeschichte in besseren Zeiten eine neue Generation heranwächst und jene, die dann schon lange nicht mehr in Russland gelebt haben werden, neue Initiativen und kreative Menschen unterstützen werden.



22. Juni bis  
13. November 2022  
Dorotheergasse 11  
1010 Wien  
So – Fr 10 – 18 Uhr  
[www.jmw.at](http://www.jmw.at)

★  
Jüdisches  
Museum  
Wien  
Dorotheergasse

mehr wien zum leben.  
**wienholding**  
Ein Unternehmen der Stadt Wien

Stadt  
Wien

Bundesministerium  
Kunst, Kultur,  
öffentlicher Dienst und Sport

Aquarell: © André Heller

# Mit unternehmerischem Mut in eine neue Zukunft

**Zwölf Jahre war Danielle Spera Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Ende Juni endet ihre Amtszeit. Ein stolzer Blick zurück und ein unternehmungslustiger in die Zukunft.**

VON ANDREA SCHURIAN (TEXT) UND  
OURIEL MORGENSZTERN (FOTOS)

An dem Abend im November 1993, als das Jüdische Museum Wien im Beisein des Jerusalemer Bürgermeisters Teddy Kollek an seinem heutigen Standort, dem Palais Eskeles in der Dorotheergasse, eröffnet wurde, saß Danielle Spera im ZiBl-Studio. „Von Anfang an habe ich die Entwicklung des Museums verfolgt, habe die Ausstellungen besucht und mir so oft gedacht, dass es leider viel zu wenige Österreicherinnen und Österreicher kennen. Die Ausstellungen haben die Leute nicht so richtig abgeholt, es gab keinen allgemein verständlichen Erzählduktus.“

Als die Stadt Wien 16 Jahre später die Direktion ausschrieb, habe ihr Mann, Martin Engelberg, ihren Ehrgeiz geweckt: „Bewirb dich doch, statt dich nur aufzuregen.“ Der Rest ist bekannt: Im Juli 2010 übersiedelte Österreichs beliebteste Nachrichtenmoderatorin vom Küniglberg als Direktorin ins JMW. Und begeisterte mit ihrem publikumswirksamen Programm jüdische ebenso wie nichtjüdische Besucherinnen und Besucher für die Vielfalt jüdischer Kultur – mit beachtlichem Erfolg: Seit ihrem Amtsantritt konnte sie die Besucherzahlen von 87.400 auf knapp 150.000 nahezu verdoppeln. Die Erlöse hat sie von rund 170.000 auf 813.519 Euro (Eintritte) und von 57.212 auf knapp 140.000 Euro (Sponsoren und Spenden) rasant in die Höhe gezackt. „Mir war immer wichtig hervorzuheben, dass das Judentum in der

Wahrnehmung nicht auf den Holocaust beschränkt ist. Es gab vor und nach der Schoah ein reiches jüdisches Leben, eine blühende, aufregende, reiche Kultur, spannende Künstlerinnen und Künstler, großartige Sammlerpersönlichkeiten. Und es gibt heute eine sehr lebendige und aktive jüdische Gemeinde.“ Gern wäre sie drei weitere Jahre im Amt geblieben.

Wehmut, dass es anders gekommen ist? Klar, ein bisschen. Vor allem die Kolleginnen und Kollegen werden ihr fehlen, sagt sie, „das tolle Team, mit

dem gemeinsam ich so wunderbare Ausstellungen realisieren konnte. Die Zusammenarbeit war so befruchtend und inspirierend.“ Aber man kann einander ja trotzdem sehen, der Kontakt wird jedenfalls nicht abreißen, da ist sie sich sicher. Sie blickt mit einem zufriedenen Lächeln zurück – und mit einem unternehmungslustigen in die Zukunft. Stehenbleiben, lamentieren? Entspricht nicht ihrem Naturell.

Danielle Spera ist zwar nicht ruhelos, aber doch ständig unterwegs: durchs Museum, für das sie großartige



Blick zurück auf zwölf spannende Jahre im JMW.



Sammlungen als Schenkungen oder Dauerleihgaben akquirieren konnte, wie etwa jene des Bestsellerautors und Künstlers Edmund DeWaal. Zur Eröffnung der Ausstellung Die Ephrussis. Eine Zeitreise gelang es ihr, vierzig Mitglieder der weitverzweigten Familie Ephrussi, die von den Nazis enteignet und vertrieben worden war, nach Wien zu bringen. Sie hat sich mit der Geschichte des Landes intensiv auseinandergesetzt. In ihrem bei Amalthea erschienen Buch 100 x Österreich. Judentum beschreibt sie in hundert Miniaturen ebenso kenntnisreich wie kurzweilig, wie sehr jüdische Kultur, wie sehr Jüdinnen und Juden Österreichs Kultur geprägt und gestaltet haben. Mit ihr unterwegs durch Wien ist immer auch ein erhellender, lehrreicher Stadtpaziergang. Zuletzt hat sie im Mai zwölf Mitgliedern der Familie Rothschild, deren Geschichte sie wie einen Krimi im JMW aufgerollt hat, Wien gezeigt.

Besonders gern reist Danielle Spera nach Israel, der Heimat ihres Herzens, wo im Juli auch ihr Sohn heiraten wird; am allerliebsten aber ist sie un-

terwegs zu ihrem größten Stolz: zu den drei Kindern Sammy, Rachel und Debbie, die alle drei in den USA leben. Und jetzt bricht die begeisterte Läuferin, Tennisspielerin, Bäckerin und Köchin zu neuen beruflichen Abenteuern auf und wird sich mit dem Unternehmen „Projektentwicklung Kultur, Medien, Judentum“ selbstständig machen.

Diese Firma wird so ziemlich alles abdecken, was sie auch bisher schon gemacht hat, „nur eben ohne Museum“. Ein paar Projekte sind bereits angelaufen: Unter anderem ist sie Schirmherrin des Green Peak Festivals, das am 22. September im MAK über die Bühne gehen wird. Niederösterreichs Landeshauptfrau hat angefragt, ob sie ihre freiwerdenden Kapazitäten in die Erforschung des jüdischen Semmerings stecken möchte. „Dieses Thema fasziniert mich sehr, denn der Semmering ist eine wunderbare, jüdisch konnotierte Gegend. Es gilt da, eine unglaublich kreative Szene zu erforschen.“ Auch etliche Vorträge sind bereits gebucht, „aber es ist natürlich ganz etwas anderes, weil alles viel freier, gestaltbarer ist. Es macht einen

Unterschied, ob man die Personalverantwortung für fünfzig Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter hat oder, wie ich künftig, in einem kleinen Team arbeitet.“ Bei der Generalversammlung von ICOM (International Council of Museums) in Prag Ende August wird sie ausloten, ob eine weitere Kooperation möglich ist, schließlich war sie in den vergangenen zwölf Jahren mit großem Engagement in und für ICOM engagiert. Die Chancen stehen gut, denn wenn alles so läuft wie geplant, wird sie auch wieder ein Ausstellungshaus in Wien leiten.

### Hedy Lamarr Museum

Bekanntlich hat Hedy Lamarrs Sohn, Anthony Loder, die Sammlung seiner weltberühmten Mutter mit Wiener Wurzeln dem JMW geschenkt, allerdings mit der Auflage, dass innerhalb von sechs Monaten ein Konzept für eine dauerhafte Ausstellung vorgelegt werden sollte. Doch die Stadt zeigte wenig Interesse. Mr. Loder zog die Schenkung wieder zurück, betonte aber gleichzeitig, dass er sie weiterhin gern in Wien verortet wissen würde:

„Über unsere Herkunft sollten wir nicht reden. Aber ich habe mich immer zum Judentum hingezogen gefühlt. Es war eine große Sehnsucht in mir.“

„Er hat meine Leidenschaft gesehen und wollte daher mich damit betrauen. Das ist natürlich ein Glücksfall. Und ein großes Privileg.“ Danielle Spera hat in der Zwischenzeit bereits ein Unternehmen gefunden, das ihr im Rahmen eines Großprojektes Räumlichkeiten zur Verfügung stellen will für ein Hedy Lamarr Museum, für dessen Realisierung und Finanzierung sie gerade ein Konzept erarbeitet.

Wer sie kennt, weiß: Es wird ihr gelingen. Ich kenne sie. Danielle und ich sind langjährige Freundinnen, wir haben gemeinsam studiert, etliche Seminararbeiten gemeinsam geschrieben, viele Jahre Seite an Seite moderiert – sie die ORF-Hauptnachrichten, ich die Kultur. Seit 2018 arbeiten wir gemeinsam für NU, sie als Herausgeberin, ich als Chefredakteurin. Ich schätze ihre zielstrebige Art, ihre Unerschrockenheit, ihre Parteiunabhängigkeit, ihre offenbar nie versiegende Energie, die offenbar wohl ein Erbstück ihres Vaters Kurt Spera ist, einem Transportunternehmer und Hochschulprofessor. Er starb 90-jährig im Februar 1919, bis

wenige Wochen vor seinem Tod unterrichtete er: „Er war so beliebt bei den Studentinnen und Studenten! Noch heute werde ich seinetwegen auf der Straße angedredet. Er hat mir beigebracht, wie wichtig es ist, sich weiterzubilden, aktiv zu bleiben.“

### Wichtige Orthodoxie

Ihre Eltern lernten einander in den 1950er Jahren in der jungen KPÖ kennen. Der Mutter war das kleine Kärntner Heimatdorf zu eng geworden, sie ging als 15-Jährige nach Wien, arbeitete in einer Schokoladenfabrik. Diesen unerschrockenen Mut hat die Mutter ihrer Tochter weitergegeben, mit deren Geburt 1957 sie allerdings aus dem Berufsleben ausstieg. Später, nachdem sich die Eltern „Leider, leider!“ scheiden ließen und Danielle und ihr jüngerer Bruder ihrer eigenen Wege gingen, wurde sie Sozialbetreuerin für alte Menschen bei der Caritas. „Beide Eltern waren sehr sozial, alles musste gerecht verteilt werden.“ Der Vater war Jude, religiös waren beide Eltern nicht. „Mein Vater sagte im-

mer, er möchte nicht, dass uns passiert, was ihm geschehen ist. Über unsere Herkunft sollten wir nicht reden. Aber ich habe mich immer zum Judentum hingezogen gefühlt. Es war eine große Sehnsucht in mir.“ Als ORF-Korrespondentin in Washington hatte sie diesbezüglich keinerlei Probleme, denn in den Reformgemeinden reicht bekanntlich auch ein jüdischer Vater. „Aber für mich war immer klar, dass ich einen orthodoxen Übertritt anstrebe. Für mich ist die Orthodoxie sehr wichtig, ich erlebe die Menschen völlig anders als sie zum Beispiel in der Serie Unorthodox dargestellt werden.“

Lange bevor sie ihren jüdischen Mann kennenlernte, trat sie zum jüdischen Glauben über. Mit ihrer Familie lebt sie kein orthodoxes, aber ein traditionelles Leben: „Wir praktizieren die Feiertage, halten Schabbat. Ich bin glücklich, dass unsere erwachsenen Kinder, die alle in den USA leben, das auch tun.“ Wie sehr ihre Familie jüdische Traditionen pflegt, kann man in ihrem jüngst im Amalthea Verlag erschienenen Buch LeChaim nachlesen: einem mit vielen persönlichen Fotos garnierten Reiseführer durch das jüdische Jahr mit all seinen Festen und Traditionen.

### Sperrstunde

Im Café Eskeles ist Sperrstunde. Die letzten Besucherinnen und Besucher verlassen das Museum. Die Lichter gehen aus. Leute kommen und bedauern ihren Weggang vom Museum. Dass das Museum in den letzten zwölf Jahren wirklich ins Bewusstsein der Österreicherinnen und Österreicher gerückt ist, erfüllt sie mit Genugtuung: „Wenn wir heute als eine der zehn wichtigsten Sehenswürdigkeiten Wiens genannt werden, dann macht mich das schon stolz. Es ist ein Museum, das ich in vielerlei Hinsicht neu gründen musste.“



Berufliche und private Verbundenheit: NU-Herausgeberin Danielle Spera und NU-Chefredakteurin Andrea Schurian

# Auge um Auge

© LUKAS PICHELMANN



Die Bewohner des jüdischen Viertels von Boston haben auf ihn die Namen ihrer ermordeten jüdischen Verwandten in Europa geschrieben: Der berühmte Baseballschläger des berüchtigten „Bear Jew“ aus „Inglourious Basterds“ (Originalrequisit, Jüdisches Museum Wien).

**Die Ausstellung „Rache. Geschichte und Fantasie“ im Jüdischen Museum Frankfurt thematisiert die Kulturgeschichte jüdischer Rachefantasien sowie die wenigen tatsächlichen Racheakte an nationalsozialistischen Tätern. Dazu ist ein lesenswerter und vorzüglich gestalteter Begleitband erschienen.**

VON MICHAEL PEKLER

Wer Rache übt, handelt nicht gerecht. Und wer gerecht sein will, darf deshalb keine Rache nehmen. Doch schließen Recht und Rache einander tatsächlich kategorisch aus, wie es der moderne Rechtsstaat voraussetzt? Anders gefragt: Kann und darf es so etwas wie gerechte – oder wenigstens gerechtfertigte – Rache überhaupt geben?

Die Antwort ist, wie könnte es anders sein, so schwierig und komplex wie der Begriff Rache selbst, besonders wenn es sich – und damit wird es noch komplizierter – um jüdische Rache handelt. Nicht nur um Fantasien in historischen, literarischen und filmischen Erzählungen, sondern auch und vor allem in den seltenen Fällen tatsächlicher jüdischer Vergeltung.

## Wahrheit und Legende

Das Jüdische Museum Frankfurt hat sich nun mit der groß angelegten

Ausstellung „Rache. Geschichte und Fantasie“ des Themas angenommen und einen Begleitband vorgelegt, der dieses um zahlreiche Facetten erweitert und vertieft.

Da treffen die Erzählungen über Judith und Simson, der den Tempel der Philister zum Einsturz brachte, auf Texte, die das Rachemotiv innerhalb der jüdischen Tradition aufgreifen; neben biblischen Geschichten stehen Berichte über jüdische Outlaws und sogar Piraten; die kabbalistische Erzählung vom aus Lehm erschaffenen Golem samt antisemitischer Implikationen ist ebenso Thema wie die Legende von den sogenannten Roten Juden, den Rächern der Endzeit. Nicht zuletzt sind Texte vertreten, die sich der Rache an den Tätern des Holocaust widmen, sowohl Berichte über vereinzelte reale Racheakte als auch fiktionale Fantasien von jüdischer Vergeltung in der Populärkultur.

FOTO: NORBERT MIGULETZ/JÜDISCHES MUSEUM FRANKFURT



Rabbinische Schriften und biblische Figuren: Zu sehen ist etwa „Judith und Holofernes“ von Jacopo Ligozzi.



FOTO: NORBERT MIGULETZ/JÜDISCHES MUSEUM FRANKFURT

Jüdische Rachefantasien in der Popkultur: In zahlreichen US-Comics finden sich Figuren, die Rache an ihren Peinigern üben.

Hier betritt man nun jenes weite Feld von Kunst und Trash, Comics und Videospielen, Autorenfilm und Schundliteratur, in dem die Frage nach der jüdischen Rache als einer „gerechten“ Strafe anders gestellt wird als noch in den biblischen Schriften – und die deshalb von besonderer Bedeutung ist, weil sie von enormer Breitenwirksamkeit und medialer Aufmerksamkeit bestimmt wird. An Quentin Tarantinos erfolgreichem Blockbuster *Inglourious Basterds* (2009) – als kontrafaktischer Meta-Film konzipiert – führt etwa nach wie vor kein Weg vorbei. Doch was bedeutet es, wenn das Motiv jüdischer Rache endgültig in den Mainstream einsickert? Soll eine Serie wie *Hunters* mit Al Pacino, die sich als plakative Gegenerzählung versteht und in der eine US-jüdische Geheimorganisation in den 1970er Jahren Nazis jagt, von der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau für die sogenannte „Schachspielszene“ kritisiert werden? „Living well is not the best revenge“, behauptet etwa Pacino zum neuen Mitglied der Jagdgesellschaft. „You know what the best revenge is? Revenge.“

### „Wollen Sie Wasser?“

Aufschlussreich ist vor allem jene Frage, die sich als roter Faden durch zahlreiche Textbeiträge zieht: Warum wird jüdische Rache – ob real oder fiktiv – nicht als ausgleichende Gerechtigkeit verstanden und wiederholt eine Form von „Versöhnung“ eingefordert? „Der Wunsch nach Rache wird selten in

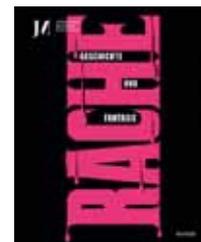
den Kontext einer verwehrtten Gerechtigkeit durch unzureichende Strafverfolgung gestellt“, schreibt die Medienwissenschaftlerin Lea Wohl von Haselberg in ihrem Beitrag, weshalb vor allem Fernsehfilme mitunter das Bild entstehen ließen, dass Vergeltung falsch sei, weil „auf anderem Wege Gerechtigkeit gefunden werden könnte. Dass dem mitnichten so war, muss an dieser Stelle nicht ausgeführt werden.“

Warum dem mitnichten so war, beantwortet Co-Herausgeber und -kurator Max Czollek in seinem Textbeitrag über die Rache als Topos jüdischer Selbstermächtigung: Vor allem für das (west-)deutsche – und man müsste einfügen: österreichische – Schweigen spielte die „Suche nach Vergessen, Entlastung und Neuerfindung“ eine zentrale Rolle, „konnte das nichtjüdische Deutschland untröstliche, auf Rache sinnende Jüdinnen und Juden nicht gebrauchen. (...) Die Rezeption der Werke Nelly Sachs‘, Ilse Aichingers oder Rose Ausländers, aber auch der Tagebücher Anne Franks, können das auf ihre jeweils eigene Weise bestätigen.“

Umso größere Bedeutung kommt also einem deutsch-israelischen Rachedrama wie *Plan A* (2021) zu, inszeniert vom Brüderpaar Doron und Yoav Paz, in dem Max (August Diehl) als Überlebender der Shoah auf die jüdischen Widerstandskämpfer der Nakam trifft, die nach Kriegsende beschließt, sechs Millionen Deutsche zu töten, indem Gift durch die Wasserversorgung großer deutscher Städte

fließen soll. „Wollen Sie Wasser?“, fragt wiederum Yehuda Maimon, genannt „der Rächer“, seinen deutschen Gast zu Beginn des im Band veröffentlichten Interviews. Maimon, im November 2020 im Alter von 93 Jahren gestorben, beteiligte sich als Weggefährte von Abba Kovner an eben diesem Racheplan. „Er schob die Schüssel mit Schokoladekugeln zu mir, ich nahm eine, wickelte sie langsam aus, steckte sie in den Mund und dachte, während sie dort zerging, was für eine Pointe es wäre, jetzt noch vergiftet zu werden.“

„Rache. Geschichte und Fantasie“  
Jüdisches Museum Frankfurt  
Bis 17. 7. 2022



Max Czollek, Mirjam Wenzel, Erik Riedel (Hg.)  
**Rache. Geschichte und Fantasie**  
Begleitband zur Ausstellung im Jüdischen Museum Frankfurt  
Hanser, 2022  
176 S., EUR 26,80

# Kaffee als Lebenselixier

© ÖNB, FOTO: LUCCA CHMEL



Interieur des Arabia am Kohlmarkt, entworfen vom renommierten Architekten Oswald Haerdtl im Stil italienischer Caffè-Bars.

**Das Café Arabia machte in den 1930er Jahren den Espresso in Wien modern. Doch seine jüdischen Besitzer mussten vor den Nazis fliehen. Das Jüdische Museum Wien erzählt in der Ausstellung „Endlich Espresso! Das Café Arabia am Kohlmarkt“ nicht nur die Geschichte des Kaffeehauses, sondern auch die einer ungewöhnlichen Unternehmerpersönlichkeit.**

VON MICHAEL FREUND

Als der 24-jährige Alfred Weiss 1914 zum Kriegsdienst einberufen wurde, gab er als Beruf „Kaffeebrenner“ an. Vorher schon hatte er in der väterlichen Rösterei gelernt, in der Zwischenkriegszeit baute er die Firma Arabia Kaffee-Tee-Import mit mehreren Verkaufsfilialen in Wien auf. Nach dem Zweiten Weltkrieg expandierte das Unternehmen, Weiss wurde Initiator und Mitbesitzer eines angesagten Espresso-Cafés, machte ein Palais zum Firmensitz und eröffnete Geschäfte und Cafés in mehreren Städten Österreichs. Man kann sagen – und so berichten auch Verwandte –, dass Kaffee das Lebenselixier des Unternehmers war.

In späteren Jahren wurde seine Tätigkeit denn auch von der Stadt Wien und vom Staat gewürdigt. Weiss bekam den Titel Kommerzialrat, er erhielt das Goldene Ehrenzeichen

für Verdienste um das Land Wien, und 1972, zwei Jahre vor seinem Tod, wurde er vom Bundespräsidenten Franz Jonas mit dem Großen Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich ausgezeichnet. Die Unterlagen zu diesen Auszeichnungen listen die Stationen seines Lebens detailliert auf („wurden diesem Großhandelsunternehmen 5 weitere Detailgeschäfte angegliedert“). Doch die Zeit zwischen 1938 und 1945 blieb ausgespart.

Dem nachzugehen, was sich in jenen Jahren zugetragen hatte, war ein Stein in jenem Mosaik, an dem Sabine Apostolo und ich beim Kuratieren der Ausstellung *Endlich Espresso!* gearbeitet haben. Der Untertitel lautet *Das Café Arabia am Kohlmarkt*, ein weiterer wichtiger Stein. Die beiden Standbeine der Schau sind einerseits dieses Café in der Wiener Innenstadt als Pio-

nier der espressowelle; andererseits das Leben des Unternehmers und seiner Familie inklusive der ausgesparten Jahre. Wie wir sie intern nannten: das Café und der Kaffee Arabia (und der Tee, wie noch zu lesen sein wird).

### Umtriebiger Unternehmer

Bis 1938 lässt sich die Biografie des Alfred Weiss als Beispiel für die Karriere eines tüchtigen jüdischen Kaufmanns lesen. Erst der „Anschluss“ bedeutete für ihn wie für alle „rassisch“ Verfolgten eine gewaltsame Zäsur. Anders als manche resignierte Weiss aber nicht: Mit seiner Frau Lucie und den zwei Töchtern flüchtete er über Jugoslawien nach Belgien, bis auch dort, nach Kriegsbeginn, die deutsche Wehrmacht einmarschierte und sie vermutlich in Frankreich interniert wurden (die Töchter waren durch einen Kindertransport nach England gerettet worden).

Sabine Apostolo gelang es, das weitere Schicksal der Familie, das manchen Verwandten in Umrissen bekannt war, genau nachzuzeichnen. Auf Anfragen an die Archive von mehreren Lagern in Frankreich erhielt sie Dokumente mit genauen Daten, wann Alfred Weiss wo interniert war und wie er etwa trotz abschlägiger Bescheide mehrmals versuchte, seine Frau in Marseille zu besuchen. Dokumente im Staatarchiv sowie Briefe und eine Familienchronik im Besitz des Enkels Andrew Demmer – der mit seiner Teehaus-Kette gewissermaßen das unternehmerische Erbe weiterführt – ergänzen das Bild eines Mannes, der vieles voraussah und nie aufgab: Bereits 1937 besorgte er paraguayische Pässe für die Familie (daher der halb spanische Name „Ortega Weiss“, unter dem wir die Familie in der Datenbank des United States Holocaust Memorial Museum als Überlebende registriert fanden). In Rom, wo das Ehepaar Weiss von Herbst 1943 bis nach Kriegsende wohnte, zog er eine kleine Taschenmanufaktur auf und betrieb zielstrebig die Rückkehr nach Österreich.

Ab 1947 war die Familie wieder in Wien ansässig. Weiss erreichte die Restitution seiner Firma, bereits drei Jahre später beteiligte er sich an dem Projekt am Kohlmarkt. Er gab ihm nicht nur den Namen Arabia – frühes Crossmarketing! –, er beauftragte



© DAVID BOHMANN

Das moderne Gesamtkunstwerk brachte mediterranes Flair in das dunkelgraue Wien und wurde zum Vorbild für viele Espresso.

auch den renommierten Architekten Oswald Haerdtl mit einer Gestaltung im Stil italienischer Caffè-Bars. Es war nicht die erste Stätte, in der Espresso-Kaffee aus einer Hochdruckmaschine ausgeschenkt wurde (das war die Aïda an der Wollzeile), doch erst das Arabia als mid-fifties-modernes Gesamtkunstwerk brachte mediterranes Flair in das dunkelgraue Wien und wurde zum Vorbild für viele Espresso, die den traditionellen Kaffeehäusern Konkurrenz machten. Als buchstäblicher Motor dieser Bewegung sollte eine Espressomaschine von damals, eine Gaggia classica, als Highlight ausgestellt werden. Wir fanden sie im Museum einer Rösterei in Modena.

### Gemischte Gefühle

Das Projekt am Kohlmarkt fesselte Alfred Weiss allerdings nur wenige Jahre. 1953 kaufte er das Palais Auerberg, machte es zum Firmensitz und ließ es, ebenfalls von Haerdtl, um ein großes Café und einen attraktiven Wintergarten erweitern. Viele Jahre war das Palais Kulisse für Feste und politische Empfänge. Als wäre das nicht schon genug, erwarb er als Siebzigjähriger das Schloss Laudon und investierte in einen Umbau zum Luxushotel.

Das alles klingt nach einer schönen Erfolgsstory – und war es wohl auch. Doch wir fanden und zeigen auch Belege für Anfeindungen in der Branche, die einen teilweise unverhüllt antise-

mitischen Charakter aufwiesen. Weiss wehrte sich mit Klagen, doch es wird ihm klar gewesen sein, dass er im Nachkriegswien mit alten Nazis und Opportunisten ebenso geschäftlich zu tun haben würde wie mit Menschen, die in der Nazizeit nur knapp dem Tod entronnen waren. Wie wir Hilde Spiel im Katalog zitieren, die nach ihrer Rückkehr resümierte, dass man es sich nicht aussuchen konnte: „Alle Grenzlinien sind verwischt.“

So wird Alfred Weiss mit gemischten Gefühlen 1955 den Titel Kommerzialrat von Bundespräsident Theodor Körner entgegengenommen haben – derselbe Körner, der sieben Jahre zuvor geschrieben hatte: „Der Wiener ist Weltbürger und daher von vornherein kein Antisemit.“

Michael Freund ist gemeinsam mit Sabine Apostolo Gastkurator der Ausstellung.

„Endlich Espresso! Das Café Arabia am Kohlmarkt“  
Jüdisches Museum Wien  
Bis 23. 10. 2022

# Badener Villengeschichten



Villa Gutmann, Bleistiftzeichnung, Gustav Schwartz von Mohrenstern, um 1885.

**Zehn Villen. Zehn jüdische Familien. Zehn Geschichten. Die Ausstellung „Sehnsucht nach Baden. Jüdische Häuser erzählen Geschichte(n)“ begibt sich auf Spurensuche nach dem regen gesellschaftlichen und kulturellen Leben in der Sommerfrische in Baden um die Jahrhundertwende.**

VON KATHARINA STOURZH

„1938 war ein gutes Jahr für Möbelpacker“, schreibt Tim Bonyhady, ein Urenkel des jüdischen Mäzens und Kunstsammlers Moritz Gallia, in seiner Familiengeschichte *Wohllebengasse*. Im Detail schildert er nicht nur, wie im Zuge der Emigration seiner Familie die vom berühmten Architekten und Designer Josef Hoffmann entworfene Wohnungseinrichtung – sowie die umfassende Kunstsammlung – nach Australien verfrachtet wurde, sondern auch, wie seine Mutter in den 1970er Jahren über den hohen Wert der Hoffmannschen Einrichtung staunte.

Auch in Baden trifft man auf die Familie Gallia. Adolf, erfolgreicher Patentanwalt und als solcher mit der Patentierung und Finanzierung der Erfindungen von Auer von Welsbach

befasst, erwarb gemeinsam mit seiner Frau Ida eine Villa, in der auch sein Bruder Moritz, Direktor der Gasglühlicht AG (Auer Gesellschaft) und Präsident der Wiener Werkstätte, gern Zeit verbrachte.

Es sind viele prominente Namen, die einem hier begegnen. Großindustrielle wie die „Kohle-Gutmanns“, Bankiers wie Samuel Ritter von Hahn oder Albert Benbassat sowie Unternehmer wie Emil Jellinek-Mercedes zog es nach Baden. Heinrich Klinger, Präsident der israelitischen Kultusgemeinde Wien, der in der Leinen- und Juteproduktion in Böhmen groß geworden und in der Handelskammer aktiv war, siedelte sich hier an. Gustav Heller, der mit seinem Bruder Wilhelm die weltberühmte Süßwarenfabrik gegründet hatte, erwarb in Baden ebenfalls eine Villa. Seine Kinder mussten nach 1938 ihre (noch nicht beschlagnahmten) Anteile „verkaufen“. Dem Komponisten Heinrich Strecker, der bereits am 1. Februar 1933 der NSDAP beigetreten war, gelang es, sukzessive die Villa zu erwerben, die bis heute im Eigentum seiner Nachkommen ist.

Die Geschichten dieser Familien sind vielfach in Vergessenheit geraten. Viele der arisierten Villen existieren gar nicht mehr, andere wurden nach der Rückstellung verkauft. Nun zeigt die Buchautorin und Direktorin des Theaternuseums, Marie Theres Arnbom, in ihrer Ausstellung im Badener Kaiserhaus eine eindrucksvolle Auswahl der fast vergessenen – und nun wieder in Erinnerung gerufenen – Villen und ihrer Familiengeschichten. Es waren Architekten wie Otto Wagner, Otto Prutscher oder auch die Ringstraßenarchitekten Alexander Wielemann und Jakob Gartner, welche die Stadt durch den Bau großer Villen prägen sollten.

## Spannende Entdeckungen

Derart erzählt die Ausstellung nicht nur die Geschichte der prunkvollen Häuser, sondern auch die Geschichten ihrer Besitzer. So zum Beispiel jene der Namenspatronin der Automarke Mercedes, der Tochter des um-

triebigen, polyglotten und schließlich in der Automobilbranche tätigen Emil Jellinek. An die prachtvolle Villa der Familie Jellinek-Mercedes erinnert inzwischen nur mehr die Garage – an der Stelle der Villa steht nun ein neues Wohnhaus. Emil Jellineks Sohn, Raoul Fernand, nahm sich in Baden 1939 nach einem Verhör bei der Gestapo das Leben. Doch seine Musiksammlung von über 1000 Partituren, von der Gestapo beschlagnahmt, überstand dank der Weitsichtigkeit des damaligen Direktors der Musikbibliothek in Essen, Ernst Reichert, die Nazizeit unversehrt: Er brachte die kostbare Sammlung in seiner Villa in Ischl in Sicherheit. Nach dem Krieg stellten die Essener nach vielen Recherchen den Kontakt zur Familie her, um eine Rückgabe der Sammlung in die Wege zu leiten.

Dass plötzlich in einem Gartenhaus in Mauer ein Bösendorfer-Flügel auftauchte, der sich als jener von Ida Gutmann herausstellte; dass ein Bild der Villa Gutmann in einer Auktion in Paris zufällig entdeckt und rechtzeitig für die Ausstellung erworben werden konnte; oder aber dass die Musiksammlung Jellinek-Mercedes nun nach Wien kommt, sind nur einige der vielen spannenden Details, die im Rahmen der Ausstellung zu entdecken sind.

Doch die Recherchen gehen weiter, denn auch Ausstellungsbesucherinnen und -besucher erzählen ihre Geschichten. Sie werden sich in *Die Villen von Baden. Wenn Häuser Geschichten erzählen* von Marie Theres Arnbom wiederfinden, das im Herbst erscheinen wird.

„Sehnsucht nach Baden. Jüdische Häuser erzählen Geschichte(n)“  
Kaiserhaus Baden  
Bis 6. 11. 2022

# „Wäre es moralischer gewesen, wenn er nicht gekauft hätte?“

© KUNST-DOKUMENTATION.COM/MANUEL CARREON LOPEZ



Heidi Hortens Privatsammlung: Schon im Vorfeld wurde weniger über die Kunst diskutiert, als über Helmut Hortens Verstrickungen in der NS-Zeit.

**War der Kaufhauskönig Helmut Horten ein Nachkriegs-Wirtschaftswunderknabe oder ein gnadenloser Ariseur? Heidi Goëss-Horten (1941-2022) beauftragte an der Universität Würzburg lehrenden Historiker Peter Hoeres, die NS-Vergangenheit ihres 1987 verstorbenen ersten Mannes zu durchleuchten. Anlässlich der Eröffnung der Heidi Horten Collection war Peter Hoeres in Wien.**

VON ANDREA SCHURIAN

Ein „exzentrisches Kleinod“ nannte es Almuth Spiegler in der Tageszeitung *Die Presse*: Seit Anfang Juni ist Wien um ein erlesenes Museum reicher. Im Hanuschhof, in nächster Nachbarschaft zur Albertina, präsentiert die Kunstsammlerin Heidi Goëss-Horten, die tragischerweise nur zwei

Wochen nach der Eröffnung starb, ihre Heidi Horten Collection. Weniger als zwei Jahre haben Next Enterprise Architects für ihren Umbau eines unscheinbaren Stöckelgebäudes zu einem lichtdurchfluteten Museum gebraucht. Direktorin Agnes Husslein weiß, wie erfolgreiche Museumsarbeit geht: Sie war u.a. Gründungsdirektorin des Salzburger Museums der Moderne und pushte als Belvedere-Chefin in ihrer neunjährigen Amtszeit die Besucher von 400.000 auf mehr als 1,3 Millionen. Mit der Multimillionärin verband sie eine langjährige Freundschaft, Husslein hat Horten auch bei Kunstkäufen beraten. Die Museumsgründerin war in erster Ehe mit dem Kaufhauskönig Helmut Horten verheiratet. Schon im Vorfeld wurde deshalb weniger über die Kunst diskutiert, als über Hortens Verstrickungen in der NS-Zeit. Heidi Goëss-Horten beauftragte deshalb einen Historiker mit der Aufarbeitung. Die Untersuchung von Peter Hoeres, der an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg den Lehrstuhl für Neueste Geschichte leitet, und dessen wissenschaftlichem Mitarbeiter Maximilian Kutzner ist öffentlich einsehbar.

**NU: Ist ein bestelltes Gutachten nicht riskant für einen Wissenschaftler? Haben Sie nicht Sorge um Ihren guten Ruf als unabhängiger Historiker?**

**Peter Hoeres:** Diese Form der Auftragsforschung ist nicht ungewöhnlich und folgt gewissen Standards. Entscheidend ist, dass man wissenschaftliche Unabhängigkeit vertraglich fixiert. Und dass sich der Gutachter nichts dreinreden lässt. Das ist die wichtigste Bedingung für einen Historiker, der etwas auf sich hält.

**Sind Sie spezialisiert auf die Nazizeit?**

Ich habe mich in meinen Forschungen auf einen erinnerungskulturellen Ansatz spezialisiert: Wie geht man mit Erinnerungen an Diktaturen um, nicht nur in Deutschland.

**Durften Ihre Recherchen ergebnisoffen sein?**

Völlig. Und in jede Richtung. Ich habe belastende Dinge herausgefunden, die vorher völlig unbekannt waren, wie etwa Hortens Beschäftigung von Zwangsarbeitern im Flugzeugwerk Johannisthal, aber eben auch entlastende Punkte. Ich sehe mich nicht als Richter, sondern als Historiker, der die Fakten recherchiert und historisch einordnet.

**Dennoch: Wie ist Ihre persönliche moralische Einschätzung? War Horten Mitläufer? Profiteur? Ariseur? Täter?**

Es ging ihm immer um den geschäftlichen Erfolg. Ich würde sagen: Er hat sich immer den Bedingungen angepasst. Für ihn zählte das Primat des Ökonomischen, er war in erster Linie Unternehmer. Um seine Ziele zu erreichen, hat er sich auf die Spielregeln im Dritten Reich eingelassen, das muss man schon deutlich sagen. Er profitierte davon, dass Juden Repressalien ausgesetzt waren und daher ihre Geschäfte verkaufen mussten, um emigrieren zu können.

Andererseits war er aber auch störisch. Er trat 1937 der NSDAP bei, weil

FOTO: RUPERT STEINER © HEIDI HORTEN COLLECTION



Die Wandlung eines unscheinbaren Stöckelgebäudes zum lichtdurchfluteten Museum: Hier zeigt Heidi Goëss-Horten fortan ihre Kollektion.

es aus seiner Sicht opportun war. Aber 1944 wurde er ausgeschlossen und sogar ein paar Wochen inhaftiert, weil er politisch unzuverlässig war. Das heißt nicht, dass er Widerstandskämpfer war. Er hat Juden entlassen, so wie es verlangt war. Aber er hat eben auch einige beschützt und zu einigen weiterhin heimliche Geschäftsbeziehungen unterhalten. Als ihm die jüdischen Besitzer Lauter und Strauß ihr Traditionskaufhaus Alsberg in Duisburg anboten: Wäre es moralischer gewesen, wenn er nicht gekauft hätte? Die Besitzer brauchten den Erlös für die Emigration. Bei der Suche nach einem Käufer traten sie an Horten heran. Die Bedingungen, zu denen er das Kaufhaus erwarb, waren weitgehend angemessen. Ähnlich in Wattenscheid. Da hat das Gauwirtschaftsamt den

Deal sogar beanstandet, weil er aus NS-Sicht zu positiv für die jüdischen Alteigentümer ausfiel.

**In Ihrem Dossier ist nachzulesen, dass er nach dem Krieg die jüdischen Vorbesitzer entschädigt hat, ja, mit ihnen befreundet war. Kann man da wirklich von Freundschaft sprechen?**

Befreundet ist vielleicht zu viel, Horten war ja ein distanzierter Mensch. Aber sie hielten Kontakt zueinander, baten einander um Gefallen. Die Familie Lauter stand mit Horten bis in die 1970er Jahre auf gutem Fuß. Allerdings muss man strikt unterscheiden zwischen den Warenhausbesitzern in Westen, also in Duisburg und Wattenscheid, und den Unternehmungen in Ostpreußen. Im Westen hat er die Voreigentümer nicht überverteilt, im Osten sieht die Sachlage anders aus. Man kann nicht sagen, dass er dort geraubt hat, aber er hat die Notlage stärker zu seinen Gunsten ausgenutzt.

**Die Arisierungen bildeten also den Grundstock für Hortens Vermögen?**

Das ist die wirklich interessante Frage. Seine Kaufhäuser in Ostpreußen waren nach dem Krieg verloren, ebenso seine Beteiligung am Flugzeugwerk in Berlin. Im Westen war das Kaufhaus in Duisburg zerstört. Das baute er nicht wieder auf, vielmehr errichtete er an anderer Stelle ein neues Kaufhaus, den „Bau der 100 Tage“, mit den Voreigentümern schloss er Ver-

gleiche und trat später eigene Ansprüche aus dem Lastenausgleich an sie ab. In Wattenscheid gab er die Immobilie an den jüdischen Vorbesitzer zurück und pachtete sie dann gleich wieder, eine durchaus ungewöhnliche Art der Wiedergutmachung.

Horten war ja zwei Jahre im britischen Lager interniert, allerdings wurde er nie angeklagt. Die Briten dachten, dass er ein NS-Wirtschaftsführer gewesen war, was nicht zutrifft. Als er freigelassen wurde, kam es im Zuge der Währungsreform zu einer Abwertung von 1:10. Sein Bestand an Grundstücken, Immobilien, Waren und Geld war also empfindlich reduziert. Der Grundstock für sein Vermögen war eher sein Name, die Marke, seine Beziehungen. Er baute zunächst wieder auf Kredit auf.

Die eigentliche Gründung seines Imperiums war 1953/54, als ihm zwei jüdische Warenhausbesitzer ihre Unternehmen verkauften: Salman Schokken wurden nach dem Krieg seine Merkur-Kaufhäuser restituiert, doch seine Söhne waren nach Israel ausgewandert und wollten mit Deutschland nichts zu tun haben. 1954 erwarb Horten die Defaka-Kaufhauskette zu marktüblichen Konditionen von Jacob Michael, der nach New York emigriert war.

**Hatten Sie Einsicht in den Briefverkehr? Warum wollten jüdische Besitzer nach dem Krieg just einem ehemaligen Ariseur und Profiteur ihre Unternehmen verkaufen?**

Tatsächlich waren diese Transaktionen quasi sein Persilschein, er hat sie immer zu seinen Gunsten ausgelegt. Die Verkäufer haben sich freiwillig und persönlich mit Horten eingelassen. Die Verkäufe waren keine Zwangsmaßnahmen. Aber indirekt waren sie natürlich ebenfalls Folgen der Nazizeit: Denn die jüdischen Vorbesitzer hatten emigrieren müssen und verkauften nach dem Krieg ihre Unternehmen, weil sie nicht mehr in das ehemalige Nazi-Land zurückwollten.

„Heidi Horten Collection“  
Palais Goëss-Horten  
Hanuschgasse 3, 1010 Wien  
geöffnet tägl. außer Di.  
Do18–21 h freier Eintritt nur mit Timeslot-Ticket!

© GERHARD BAYER



„Entscheidend ist die wissenschaftliche Unabhängigkeit“, so Peter Hoeres. „Das ist die wichtigste Bedingung für einen Historiker, der etwas auf sich hält.“

# Süßer als Wein



Die Skulptur „Adam und Eva“ von Susi Singer (1891–1955). Nach ihrer Heirat mit Josef Schinnerl gründete die Künstlerin 1925 eine eigene Werkstatt für Keramik in Grünbach am Schneeberg, die sie bis zu ihrer Emigration in die USA 1937 erfolgreich führte.

**Kosher Sex? Gibt es das? Was bedeutet „Love Me Kosher“? Das Jüdische Museum Wien beschäftigt sich in einer Ausstellung mit dem Thema Judentum und Sex und zeigt, dass Lust und Leidenschaft keinesfalls im Widerspruch zum Glauben stehen.**

VON JULIA WINDEGGER UND DANIELLE SPERA

Sex und Religion schließen sich üblicherweise aus, passen nicht zusammen. Im Judentum ist das anders: Sexualität stellt einen geradezu himmlischen Akt dar, der lustvoll genossen werden soll. Voraussetzung ist die Ehe zwischen zwei heterosexuellen Menschen und die Einhaltung der Gesetze zur Familienreinheit.

Gleich zu Beginn der Tora heißt es: „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein bleibt.“ (1. Buch Mose 2, 18) Die Hochzeit (hebr. „chatuna“) gilt im Judentum als eine Verbindung von zwei verwandten Seelen. In der Ketubba, dem Hochzeitsvertrag, der im Juden-

tum vorgeschrieben ist, wird der Mann verpflichtet, seiner Frau Nahrung und Unterkunft zur Verfügung zu stellen – und Vergnügen zu bereiten. Die sexuelle Befriedigung ist also Teil dieses Vertrags. Im Judentum hat die Frau das Recht auf eine erfüllte Sexualität und darauf, dass sie vor dem Mann zum Genuss kommt.

Dass der Anfang des Lebens eine zwischenmenschliche Beziehung voraussetzt, proklamiert schon die Tora: „Gott segnete Adam und Eva und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet die Erde.“ Sexualität ist somit ein natürlicher Be-



Die fotografischen Werke von Benjamin Reich bearbeiten u.a. die Themen jüdische Theologie, Fetischismus, Körperbild und Sexualität: „Venus as a Boy, Dead Sea“.

standteil des Lebens. *Love Me Kosher* präsentiert mittels außergewöhnlicher Objekte aus den Sammlungen des Jüdischen Museums Wien und Leihgaben verschiedener nationaler und internationaler Institutionen Einblicke in diese sinnliche und beglückende Welt.

Die Reise durch die Ausstellung beginnt mit dem Paradies als Ursprung allen Lebens. André Heller stellt zum ersten Mal seine Aquarelle aus und entführt uns an einen magischen Ort der Sinnlichkeit und Freude. Der Künstler schafft mit seinem Werk eine Vorstellung des Garten Edens auf Erden.

### Wiener Debatten

Die Ausstellung porträtiert Wien als Zentrum der Sexualwissenschaft um 1900. Hier schlug auch die Geburtsstunde von Sigmund Freuds Psychoanalyse. Andererseits war die Stadt geprägt von Bigotterie. Diese Ambivalenzen führten zu fruchtbaren Debatten, die sich vor allem im kulturellen Bereich zeigten: In der Literatur von Schnitzler bis Salten; auf Wiener Bühnen von Kabarett bis Operette; in der Fotografie und der bildenden Kunst; und nicht zuletzt nahm sich das neue Medium Film des Themas an. Auch im Roten Wien manifestierte sich das Wirken zahlreicher Jüdinnen und Juden, die sich mit dem Thema Sexualität auseinandersetzten: So gründeten Jüdinnen im Jahr 1877 einen Wohltätigkeitsverein, der junge Frauen vor dem Weg in die Prostitution behüten

sollte. Wenige Jahre später wurden viele auf diesen Gebieten aktive Jüdinnen und Juden verfolgt, vertrieben, deportiert und ermordet. Und mit ihnen verschwanden auch zahlreiche der modernen Ansätze für lange Zeit: Während das NS-Regime Sexualität als gewaltsame Waffe der Erniedrigung und Zerstörung einsetzte, finden sich unter Verfolgten und Inhaftierten auch Beispiele von Liebe und Sexualität als Überlebensstrategien und Schimmer der Hoffnung.

### Außergewöhnliche Fragen

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges begann langsam der Aufbau einer neuen Gemeinde in Wien. Der Zuzug überlebender Jüdinnen und Juden aus den verschiedensten Ländern brachte neue Bräuche und Sitten mit sich. Weitere Umbrüche brachten die 1960er und 1970er Jahre. Feminismus, Diskussionen über Abtreibung und Homosexualität sowie die Erfindung der Pille machten auch vor der Jüdischen Gemeinde nicht halt. Weiterhin war die Sexualwissenschaft durch zahlreiche jüdische Forscherinnen und Forscher geprägt. In der Medizin sorgte Carl Djerassi mit der Entwicklung der „Pille“ für eine Revolution, während die Holocaust-Überlebende Ruth Westheimer sich sowohl alltäglichen als auch außergewöhnlichen Fragen eines breiten Publikums zur Sexualität widmete. Auch in der Populärkultur sorgen weiterhin unzählige jüdische Künstlerinnen und Künstler für eine Auseinandersetzung mit dem Thema.

Um die stetige Neuverhandlung der religionsgesetzlichen Grundlagen zu zeigen, erläutern in der Ausstellung die aktuell in Wien tätigen Rabbiner ihre Ansichten zum Themenbereich Sexualität und Religion.

Auch wenn es im Judentum heute eine große Diskrepanz zwischen den strengen Moralvorstellungen der Orthodoxie und dem offenen Leben des liberalen Judentums gibt, freut man sich über den positiven Stellenwert der Sexualität in der jüdischen Tradition. Hier kann man auch auf das *Schir Ha Schirim*, das Hohelied im Tanach verweisen. Es ist definitiv eines der schönsten Liebeslieder der Geschichte, auch wenn darüber diskutiert wird, dass es darin eher um die Liebe zwischen Mensch und Gott gehen soll als um die Leidenschaft zwischen zwei Geliebten:

„Mit Küssen seines Mundes bedecke er mich. / Süßer als Wein ist deine Liebe. Schön bist du, meine Freundin, ja du bist schön, zwei Tauben sind deine Augen. Schön bist du mein Geliebter, verlockend. Frisches Grün ist unser Lager. Der Geliebte ist mein / und ich bin sein; / er weidet in den Lilien. Ich komme in meinen Garten, meine Schwester, meine Braut. Ich pflücke meine Myrrhe samt meinem Balsam, esse meine Wabe samt meinem Honig, trinke meinen Wein samt meiner Milch. Esst, Freunde, trinkt und berauscht euch an der Liebe!“

Julia Windegger ist Co-Kuratorin der Ausstellung.

„Kosher Sex“  
Jüdisches Museum Wien  
Bis 13.11.2022

# Hermann Nitsch (1938–2022)

© RICHARD KÖHLER



Hermann Nitsch im Danubiana Museum, Bratislava, 2014.

## PERSÖNLICHE ERINNERUNGEN VON ANDREA SCHURIAN

In den Nachrufen ist viel über Hermann Nitsch geschrieben worden, den weltberühmten, kompromisslosen Künstler, der in den 1960er Jahren gemeinsam mit Günter Brus, Otto Muehl und Rudolf Schwarzkogler den Wiener Aktionismus gegründet und zum Befreiungsschlag gegen Katholizismus, Bigotterie und Gedankenmief ausgeholt hatte. Über den Regisseur, der an der Wiener Staatsoper Massnets Hérodiade inszeniert, mit seinem „O.M.Theater“ das gesamte Burgtheater bespielt, als Co-Regisseur Bühnenbild und Kostüme für Robert Schumanns Szenen aus Goethes Faust an der Mailänder Scala entworfen, Olivier Messiaens Saint Francois d'Assise an der Bayerischen Staatsoper gesamt-kunstwerklich interpretiert und zuletzt in Bayreuth die konzertante Aufführung von Richard Wagners Walküre mit einer Malaktion begleitet hatte. Über den Orgien-Mysteriker, der mit seiner Kunst provoziert, mit religiösen Symbolen, Kreuzen, Monstranzen hantiert, Tiere ausgeweidet, Blut über Leinwände geschüttet und mit seinem von Lärmorchestern und ekstatischen Schreihören begleiteten Orgien-Mysterien-Theater kräftig an Tabus gerüttelt hatte.

Doch Hermann Nitsch war nicht nur ein Weltklassekünstler, sondern er war ein Mensch, herzlich, gütig, humorbegabt und genussfreudig, der zu

essen und zu trinken und das Dasein zu feiern verstand. An diesen Menschen und Nitschs lebhaftes Mimik erinnerte beim Begräbnis der deutsche Kunst-Pater Friedhelm Mennekes, an seine Augen, seinen Mund, seinen Anblick: „Für jeden hat er etwas. Und mit niemandem ist er streng.“

Für jeden hatte er etwas. Mein erstes Interview mit ihm machte ich als blutjunge Kulturjournalistin. Rechts-extreme Demonstranten hatten eine Fuhrer Mist vorm Grazer Kunsthaus abgeladen, wo Hermann Nitsch anlässlich des Steirischen Herbstes ausgestellt hatte. Es war der Auftakt einer langen Reihe von gegenseitigem Respekt getragenen Gesprächen. Ich berichtete oft über ihn, mein erster Film für die ORF-Kunst-Stücke war 1987 ein Feature über seine 20. Malaktion in der Wiener Secession, der auch beim Kurzfilmfestival in Paris gezeigt wurde. Nitsch wusste, dass ich mit einem jungen, brotlosen Künstler (meinem späteren Mann) liiert war und fragte bei den Dreharbeiten besorgt: „Habt's eh was Warmes zum Essen?“

## Ehemaliger Bürgerschreck

Früher, als er selbst noch jung und mittellos gewesen sei, habe er entweder von der Mutter fünf Schilling ausgeborgt. Oder sein Freund Kurt Kalb, Kunsthändler und Mitbegründer des legendären Künstlerlokals Oswald und Kalb, habe ihn eingeladen, zumindest auf den Wein. „Aber beim Essen war ich schüchtern. Also hab' ich einfach aufgegessen, was wer anderer am Nebentisch stehen hat lassen. Als es mir dann besser ging, war es immer mein Bestreben, dass die Jungen was zu essen haben sollten.“

Das letzte Mal trafen wir einander in einem seiner Lieblingslokale, das praktischerweise gleich ums Eck der Nitsch Foundation in der Wiener Innenstadt liegt. Robert Huth, der Chef, die resolute Frau Lotte, Herr Ernst, der Oberkellner: Alle waren da, um den Herrn Professor zu begrüßen. Der ehemalige Bürgerschreck war ein äußerst lebenswürdiger, kugelrundlicher Herr, wie immer schwarz gekleidet,

mit weißgrau meliertem Rauschebart, wachen, klugen Augen. Wir sprachen über die Proteste, die viele seiner Aktionen begleitet hatten: „Freilich war ich früher ob der massiven Gegnerschaft oft müde oder verzweifelt. Aber Aufhören kam mir nie in den Sinn, weil der Glaube an dieses mein Werk stark war.“

## Dionysisches Prinzip

Auch anlässlich seines Sechstagespiels 1998, seinem größten Spektakel in Prinzendorf, bei dem 500 Mitwirkende der 1800 Seiten starken Partitur des Zeremonienmeisters folgten, echauffierten sich rechte Politiker über den „Lustmörder, Menschenfresser, Kunstschlächter“. Tierschützer liefen Sturm, denn es wurden auch drei Stiere vor Publikum geschlachtet.

„Das Raubtier Mensch muss töten, um in den Genuss fleischlicher Nahrung zu gelangen und er ist es der getöteten Kreatur schuldig, sich dieses Umstandes bewusst zu sein, statt sich mittels hygienischer Portionierung und Verpackung darüber hinwegzutäuschen“, sagte er bei unserem Abendessen. Auch Wein floss beim Sechstagespiel in Strömen: „Ich verehre nicht Gott Dionysos, aber das dionysische Prinzip, die dionysische Orgiastik, den lebensbejahenden Rausch, der sich bis zum Ekstatischen steigern kann. Ich beschäftige mich mit allen Religionen, dem Buddhismus, dem Judentum, dem Christentum. Sie alle haben tiefe Weisheiten, aber ich glaube an keine Religion. Sondern ich glaube an das Sein an sich, an das Leben, an das große Ereignis des Universums und der Schöpfung.“

Nitsch sprach, wie immer, leise, sanft, bedächtig: „Meine ganze Konzentration gilt der Farbflüssigkeit und den sinnlichen Erlebnissen, die ich mir beim Malen bieten kann. Jede Malaktion ist eine Vorbereitung für das große Ganze, dafür habe ich gelebt. Ich möchte mich der Vollkommenheit annähern, erreichen werde ich sie freilich wohl nicht.“

# Von der großen Sehnsucht



Jugendliche an einem Badestrand von Odessa: David Staretz fotografiert Alltagssituationen am Schwarzen Meer.

**Der österreichische Autor und Fotograf David Staretz bereist seit zwanzig Jahren regelmäßig die Schwarzmeerstadt Odessa. Sein Fotoband, vor wenigen Wochen erschienen, ist geprägt von Alltagspoesie und Herzlichkeit. Mittlerweile herrscht Krieg in der Ukraine.**

VON GREGOR AUENHAMMER

„Die Waffen nieder!“ lautete programmatisch das Postulat jener Zeitschrift, die von der österreichischen Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner sowie dem ebenfalls mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichneten Pazifisten und Schriftsteller Alfred Hermann Fried ab 1892 publiziert wurde. Angesichts der Gräueltaten der damals in Europa wütenden Kriege – der Russisch-Türkische Krieg 1877 war die Initialzündung ihres Engagements – gründeten sie die Internationale Frie-

densgesellschaft. Nach Alfred Hermann Fried, dessen Familie übrigens wie jene Joseph Roths aus der Gegend von Lemberg stammte, ist heute der Global Peace Photo Award benannt. Mit Schrecken darf man auf die aktuellen Fotos des heuer zum zehnten Mal ausgelobten Preises gespannt sein. Zur Frage, wie Frieden aussehen kann, würde aber dar von David Staretz vröffentlichte Fotoband *Odessa* hervorragend passen. Jahrelang besuchte der Wiener Autor und Fotograf regelmäßig die ukrainische Stadt am Schwarzen Meer. Die Begeisterung für den bröckelnden Charme der herben Schönheit weckte seine russische Frau Viktoriya. Schon zu Kaisers Zeiten war die Ukraine das Armenhaus der k. u. k. Monarchie. Man denke an Roths *Hiob* oder *Juden auf Wanderschaft*. Fatal die Frage, was von der „Perle am Schwarzen Meer“ in Kürze übrig sein wird.

„Eine Sehnsuchtsstadt, ohne dass mir klargeworden wäre, worin das Faszinosum besteht“, nennt sie David Staretz und verweist auf die Nähe Odessas zu Wien anhand der Verwandtschaft jüdischer Wurzeln während der Hegemonie des Vielvölker-

staates. „Odessa erinnert an ein idealisiertes Wien, das es so nie gab, aber mit Steilküste und Hafen.“ Sein persönliches Reise-Logbuch, entstanden lange vor dem Krieg, strahlt voll Alltagspoesie und Herzlichkeit – anstelle von Hasardeuren und Kriegstreibern.

Die allseits epidemisch grassierende Euphorie, zu den Waffen zu greifen, macht einen rat- und sprachlos. Erschüttert ob der Unfassbarkeit des Geschehenden verstummen aber auch Proponenten der internationalen Friedensbewegung. Pazifisten, nicht Populisten aller Länder, vereinigt euch: die Waffen nieder!



David Staretz  
*Odessa. Wien, wie es nie war, aber am Meer*  
Fotohof Edition  
Salzburg 2021  
288 S., EUR 33,-

# Aktive Erinnerung

**Leon Zelman (1928–2007), Begründer des Jewish Welcome Service (JWS), hat für die österreichischen Jüdinnen und Juden Unschätzbares geleistet. Die von ihm gegründete Zeitschrift „Das Jüdische Echo“ feiert heuer ihr 70-jähriges, das JWS sein 40-jähriges Jubiläum. Zwei Publikationen würdigen den großen polnisch-österreichischen Humanisten.**

VON GREGOR AUENHAMMER

„In Österreich besteht heute ein breiter Konsens, sich jedem menschenverachtenden oder antisemitischen Gedankengut vehement entgegen zu stellen“, schreibt Bundespräsident Alexander Van der Bellen im Vorwort der Festschrift zum 40-jährigen Bestehen des Jewish Welcome Service. „Wir müssen uns aber auch der Vergangenheit unseres Landes weiterhin stellen und dürfen das unermessliche Leid, das verursacht wurde, niemals vergessen.“

Der Jewish Welcome Service Vienna wurde 1980 von Leon Zelman und der Gemeinde Wien gegründet. Seitdem wurden einige Tausend ehemals aus Österreich vertriebene Jüdinnen und Juden zu einem Besuch hier eingeladen. Diese Besuche sind mittlerweile nicht nur eine wichtige Tradition, sie rücken auch persönliche Geschichten ins Zentrum der kollektiven Wahrnehmung, wie etwa jene von Henry Weil: 1939 gelang dem damals Vierjährigen mit den Eltern in letzter Minute die Flucht in die USA. Die meisten Mitglieder seiner Familie aber wurden in Konzentrationslagern ermordet. Als Weil Mitte der 1970er Jahre auf Drängen seiner Ehefrau nach Wien reiste, begegnete er einer Frau, die sich freute, „etwas über die nette jüdische Familie zu erfahren, die mitten in der

Nacht fortmusste“. Sie lud ihn in seine einstige Wohnung ein, wo nun ein ehemaliger Gestapo-Offizier wohnte, der „sich freute“, ihn zu sehen, wie sich Weil erinnert. „Ich dachte, das ist alles nicht wahr.“ Weil, der heute in den USA lebt und 2018 auf Einladung des JWS in Wien war, richtet seine Botschaft vor allem an jüngere Menschen: „Ich habe gelernt, nicht zu hassen, sondern zu vergeben. Aber ich kann nicht vergessen.“

Die bedeutendste Aufgabe des Jewish Welcome Service ist die Organisation und Durchführung eines Besuchsprogramms für Opfer der Shoah sowie deren Nachkommen der zweiten und dritten Generation. Zuletzt waren es vielfach Studentengruppen, die auf Einladung des JWS das jüdische Leben in Wien kennenlernen wollten. Oft sind Besuche mit Recherchen verbunden, Nachforschungen in Restitutionsfragen. Seit 1980 hat der JWS mehr als 4000 Gäste empfangen und unterstützt.

Allen gemeinsam ist die Suche nach Spuren aus der eigenen Vergangenheit, sei es, um die persönlichen Wurzeln aufzuspüren, oder um der Geschichte der Vorfahren zu begegnen. Vielen dieser Schicksale und Geschichten begegnet man in berührender Weise in der Publikation.

## Vom Leben nach dem Überleben

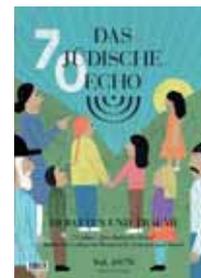
„Es war unsere, aus dem Leiden, der Trauer, dem Verlust entstandene Überzeugung, uns niemals damit abzufinden, dass die physische Ausrottung des Judentums gleichzeitig auch eine geistige Liquidation bedeuten sollte. (...) Die kulturellen Errungenschaften des jüdischen Lebens, die diese Stadt, dieses Land so tief geprägt haben, dem Vergessen entreißen“, so Gründungsherausgeber Leon Zelman 1982 anlässlich des 30-jährigen Jubiläums der Zeitschrift *Das Jüdische Echo*. Und er verweist auf die konfessionsunabhängige Zusammenarbeit: „In all den vergangenen Jahren waren wir von dem Gedanken beseelt, eine Brücke von Mensch zu Mensch zu schlagen, frei von Hass und weit entfernt von irgendwelchen politischen Interessen.“

Der Titel der Zeitschrift sollte Programm, aber auch eine ständige Mahnung sein, die düsteren historischen und politischen Ereignisse niemals zu verdrängen, die zum Holocaust geführt haben. Im August 1952 erschien die erste Ausgabe, herausgegeben von der Vereinigung jüdischer Hochschüler in Österreich und den jüdischen Akademikern Österreichs. In den 1950er Jahren kam die Zeitschrift monatlich heraus, ab 1960 jährlich. Intention bei der Gründung war, die jüdische Tradition zu ehren und zu hüten. „Vor allem aber auch die Freundschaft mit allen Nicht-Juden, die guten Willens sind, zu suchen und zu vertiefen. Im Lauf der Jahre ist uns dies Gott sei Dank auch gelungen“, so Zelman.

In den sieben Jahrzehnten seines Bestehens entwickelte sich *Das Jüdische Echo* zu einer der interessantesten jüdischen Kulturzeitschriften Europas und besticht vor allem durch die Vielfalt und Vielzahl ihrer jüdischen und nichtjüdischen in- und ausländischen Autoren. Die aktuelle Ausgabe bietet ein feines, ein sensibel ediertes Potpourri an Beiträgen über Geschichte, Gegenwart und Zukunft friedlich-respektvollen, toleranten Zusammenlebens ohne Vorurteile.



Susanne Traunek,  
Paul Daniel (Hg.)  
**40 Years Jewish Welcome Service Vienna**  
Verlag des Jewish Welcome Service  
Dt./engl., 80 S., als  
Download verfügbar



Evelyn Adunka, Erhard  
Stackl  
**Das Jüdische Echo**  
Vol. 69-70: **Debatten**  
und **Träume**  
Falter Verlag,  
152 S., EUR 19,90

# Wellnessurlauber im Dschungelcamp

**Wer möchte schon im Kibbuz schuften, solange uns russisches Gas warmhält? Und was kann der Hund des Bundespräsidenten zum NATO-Beitritt Österreichs beitragen? Ronni Sinai und Nathan Spasić wissen wie immer Bescheid.**

**Nathan:** Ronni, hast du schon deine Koffer gepackt?

**Ronni:** Willst du denn mit mir verreisen? Also ich für meinen Teil würde gerne daheim im neutralen Österreich bleiben. Zieht es dich vielleicht nach Erez Israel?

**Nathan:** Nun ja, denkst du, wir werden verschont? Und wenn Putin das Gas abdreht, ist es ohnehin kalt. Oder glaubst du nicht, dass es passiert?

**Ronni:** Soll er doch. Wenn das mit der Erderwärmung so weitergeht, werden wir eh nicht frieren. Ein österreichisches Unternehmen hat ein Wärmerückgewinnungssystem für Wohnhäuser aus den Abwässern der Bewohner entwickelt. So macht man sich unabhängig von Putins Scheiße!

**Nathan:** Und abhängig von der eigenen, wenn du so willst. Auch grauslich. Aber nun ernsthaft: Ich muss dir sagen, dass mir das Ganze schon recht große Sorgen macht. Zudem lassen die weltweite Aufrüstung und Forderungen nach Abschaffung der Neutralität den Pazifisten in mir toben. Wie sieht es bei dir aus, möchtest du nach Israel ziehen?

**Ronni:** Pazifist ist mittlerweile nahezu zum Schimpfwort geworden – wie etwa Gutmensch. Darüber werden wir wohl kaum streiten müssen. Aber als

Pazifist nach Israel zu ziehen wäre so, als würde man als Wellnessurlauber ein Dschungelcamp buchen. Ich bin zu alt für solche Abenteuer und außerdem kein Zionist, denn das ist Nationalismus und der bringt nie was Gutes. Dass man sich mit den Palästinensern irgendwann einigen wird können, werde ich wohl nicht mehr erleben. Aber du als junger Mensch mit Idealismus, wie sieht es bei dir damit aus?

**Nathan:** In Israel leben? Als Europäer möchte ich sehr ungern den Kontinent verlassen. Für das Kibbuzleben sind wir beide mit unserer Arbeitsmoral ohnehin nicht geschaffen. Außerdem gibt es dort genug Juden! Also bleibt nur die Hoffnung auf Frieden in Europa. Was die Einigung mit den Palästinensern angeht, sehe ich leider schwarz. Mit einer Terrorgruppe über Frieden zu sprechen ist in etwa so zielführend wie ein Gespräch über Covid mit irgendwelchen Impfschwurbler.

**Ronni:** Wobei *die* Russen ebenso wenig Putin sind wie *die* Palästinenser *die* Hamas. Und die Österreicher sind auch nicht korrupt, oder? Und überhaupt, wie kommst du darauf, ich hätte keine Arbeitsmoral? Ich bin vorzeitig in Pension gegangen, weil ich jungen Leuten in meiner Großzügigkeit nicht die Arbeit wegnehmen möchte – Mehrzahl, weil ich für mindestens drei gearbeitet habe! Nu, wie blickst du denn in die Zukunft mit Seuchen, Umweltvergiftung, Teuerung und Krieg? Und wie hältst du es mit den Sanktionen gegen Putin?

**Nathan:** Stimmt, verallgemeinern sollte man nicht. Sanktionen gegen Putin sind in erster Linie Sanktionen gegen uns selbst, oder nicht? Ich jedenfalls habe mehr Angst vor Hunger, weil uns der ukrainische Weizen ausgeht oder vor dem Erfrieren, als vor irgendwelchen nebulösen Atomdrohungen. Andererseits ist das, was Putin macht, unerträglich. Dabei tatenlos zuzusehen, ist auch keine Option. Krieg mit Rus-

sland zu führen wäre jedoch fatal. Wie siehst du das? Sollte man auf amerikanisches Flüssiggas ausweichen? Wie machen das ärmere Länder?

**Ronni:** Um die schert sich doch eh keiner, hab ich recht? Die Ukraine steht uns halt kulturell und geografisch näher. Die ewige Hungersnot in Teilen Afrikas, wen kümmert die? Ich glaube, es handelt sich bei einigen Rohstoffen gewissermaßen um künstliche Verknappung, ohne mich jetzt in Verschwörungstheorien zu verlieren. Hatte wir ja schon, Stichwort: Ölkrise. Aber ich verspreche dir, du wirst bestimmt nicht Hunger leiden, schlimmstenfalls teile ich mein Brot mit dir, mein Bett zwecks Wärme schon eher weniger, tut mir leid ...

**Nathan:** Dabei habe ich mich schon so darauf gefreut. Ins Bett mit den Russen muss man aber auch nicht zwingend, oder einen Knicks vor Putin machen, wie unsere Ex-Außenministerin. Österreich sollte sich als Mediator sehen, finde ich. Die Diskussion über die Aufhebung der Neutralität ist aber wieder einmal so ein typisch österreichisches Wischiwaschi-Ding. Denn wer A sagt, muss B sagen. Ich denke, dass es keine Aufhebung der Neutralität ohne einen NATO-Beitritt geben kann – alles andere ergibt keinen Sinn. Dann lieber neutral bleiben und damit ein gut funktionierendes Modell fortsetzen. Außerdem denke ich, dass die NATO gleichermaßen davon profitieren würde, wenn Österreich neutral bliebe. Denn bei der Schlagkraft des Bundesheeres wird man wohl zwei Begleit- und Versorgungsflugzeuge für jeden österreichischen Eurofighter brauchen.

**Ronni:** Aber der Hund vom Van der Bellen wird schon melden bzw. bellen, wenn Österreich überflogen wird, das könnte unser Beitrag zur Luftraumüberwachung sein! Aber das letzte Wort ist da noch nicht gesprochen... solange es unser vorletztes gibt!



## Ist Frieden nur ein Traum?

VON OBERRABBINER PAUL CHAIM EISENBERG

Einmal träumte ein weiser Rabbiner, dass er den Frieden auf der ganzen Welt erlangt hätte. Doch dann wachte er auf und merkte, dass er eigentlich nur im Bett lag. Er sah sofort ein, dass er sicherlich nicht Frieden auf der ganzen Welt schaffen könne und beschloss, nur in Europa Frieden zu machen. Auch das war ein unwahrscheinliches Unterfangen. Er beschloss, Frieden nur in seinem Land anzustreben. Danach reduzierte er seinen Traum auf seine Stadt, auf seine Straße, auf die Bewohner seines Hauses und zuletzt auf seine Familie. Auch dies fand er fast zu schwierig und beschloss, zunächst einmal Frieden mit sich selbst zu schließen.

Frieden ist kein Zustand, sondern ein Projekt. Jeder sollte in seinem Umfeld daran arbeiten. Im Psalm 34 gibt König David ein Rezept für die Friedenssuche. Ich kürze und schreibe nur sechs Worte: Suche den Frieden und verfolge ihn.

Wie wir heute sehen, soll niemand glauben, dass, wenn es einmal Frieden gibt, nicht aus verschiedensten Gründen wieder ein Konflikt entstehen könnte. Denn Frieden ist wie ein Pflänzchen, das man täglich gießen muss. Als die Menschheit entstand, gab es noch keine Grenzen. Doch oft

geht es gerade um sie. Diese Grenzen sind üblicherweise durch die verschiedenen Sprachen und Kulturen auf beiden Seiten definiert. Aber so einfach ist es nicht. Allein in Österreich gab es im 20. Jahrhundert mehrere derartige Konflikte, die auf verschiedene Weisen „gelöst“ wurden. In Südtirol war es ein Konflikt zwischen den italienischen und österreichischen Einwohnern. Auch das Burgenland war manchmal Österreich und manchmal Ungarn. Und im Süden Kärntens bzw. im Norden Sloweniens gab es ebenfalls viele Probleme zwischen den Volksgruppen. Heute gibt es in Kärnten zweisprachige Ortstafeln. Und manche Kinder lernen in der Schule auch Slowenisch.

Weil nun einmal die offizielle Politik nicht ohne Grenzen auskommt, und weil es üblich ist, dass der Verlierer eines Konflikts ein bisschen von seinem Land hergeben muss, ist Südtirol entstanden. Lange konnten sich die deutschsprachigen Bewohner damit nicht abfinden. Heute gibt es eine Grenze zwischen Österreich und Italien, man findet in Meran und in Bozen beide Kulturen nebeneinander. Und es funktioniert. Als Rabbiner kann ich nur beten, dass keine der Gruppen diese Situation als unbefriedigend sieht und mit Gewalt nach einer anderen Lösung strebt. Der Balkan

war jahrzehntelang unter Tito mit Gewalt zusammengehalten und ist danach mit sehr viel Blut und Kämpfen auseinandergefallen. Bis heute sind längst nicht alle Probleme bewältigt.

Also sind vielleicht Grenzen willkürlich gezogen worden. Wichtig ist, dass man sich unabhängig von historischen und anderen Faktoren auf etwas einigt und dabei bleibt.

Der Konflikt, der uns am nächsten liegt, ist sicherlich der Nahostkonflikt. Für mich als junger Rabbiner war es schwer zu ertragen, dass der damalige Premierminister von Israel, Yitzhak Rabin, durch einen jüdischen Attentäter ermordet wurde.

Ich will meine persönliche Meinung zum Nahostkonflikt meinen Leserinnen und Lesern nicht aufoktroyieren. Aber damals hatte ich ähnliche Pläne wie der träumende Rabbiner. Obwohl das Projekt natürlich viel zu groß ist, habe ich mir gedacht, dass ich vielleicht mich selbst einbringen könnte. Das war natürlich eine gewaltige Selbstüberschätzung.

Prinz Hassan, Bruder des damaligen und Onkel des heutigen Königs, war vor etwa zwanzig Jahren auf Besuch in Österreich. Er war bekannt als Peacemaker. Ich traf ihn zufällig und schloss mit ihm Freundschaft. Interessanterweise lud er mich nach Amman ein. Als ich das nächste Mal

in Israel war, verständigte ich ihn. Er schickte einen schwarzen Mercedes zur Allenby-Brücke, die über den Jordan führt, und ließ mich zu sich bringen. Auch der damalige Innenminister Caspar Einem war mit dabei. Hassan und ich haben uns gut verstanden und später noch einige Male in Wien getroffen. Die Probleme im Nahen Osten haben wir nicht gelöst. Trotzdem bin ich der Meinung, dass Israel heute nicht nur das Recht hat zu existieren, sondern Gott sei Dank auch die Kraft, diese Existenz zu verteidigen.

Noch eine Anekdote: Im Jahre 2007 besuchte Papst Benedikt Wien. Auch zwischen der christlichen Kirche und dem Judentum gab es mehr als tausend Jahre keinen Frieden, wobei wir immer die Schwächeren waren und durch Kreuzzüge einen sehr hohen Blutzoll leisten mussten. Seit dem 2. Vatikanischen Konzil gibt es Bemühungen, friedlich miteinander zu leben. Es gibt sehr viele ermutigende Fortschritte, aber gleichzeitig auch Rückschläge. Die jüdische Gemeinde

sollte Papst Benedikt vor dem Holocaust-Denkmal am Judenplatz zu einem stillen Gedenken treffen. Ein Präsident aus den Bundesländern sagte mir: „Wenn kein Kaddisch gesprochen wird, dann komme ich nicht.“ In einer Sitzung der österreichischen Gemeinden schlossen sich die anderen seiner Meinung an, und schon war aus einem ruhigen Gedenken ein Streit geworden. Ich rief das christliche Komitee an, das den Besuch organisierte, und äußerte den Wunsch, das Kaddisch zu sagen. Entrüstet wurde mir geantwortet, dass ein stilles Gedenken vorgesehen war und man das nicht mehr ändern könne. Daraufhin wollten unsere Leute absagen. In meiner Not rief ich den heutigen Kardinal an und erzählte ihm von meinem Problem. Dieser antwortete: „Dann sagen Sie das Kaddisch nach dem stillen Gedenken.“ Ich befürchtete, dass der Papst mitten im Kaddisch gehen würde, was zwar keinen Weltkrieg entfachen würde, aber peinlich gewesen wäre. Darauf Kardinal Schönborn: „Das überlassen

Sie mir.“ Als wir dann tatsächlich einige Minuten in leisem Gedenken vor dem Mahnmal am Judenplatz standen, merkte ich, dass das Treffen zu Ende ging und der Papst daran war, aufzubrechen. Also begann ich das Kaddisch-Gebet zu sprechen und der Papst blieb bis zum Ende des Gebetes stehen. Mir fiel auf, dass der Kardinal genau hinter dem Papst Aufstellung genommen hatte.

Das Kaddisch-Gebet ist nicht nur ein Gebet zur Erinnerung an Verstorbene, sondern ein Gebet, in dem wir Juden den Ewigen preisen. Und der letzte Vers lautet: „Osse Schalom ... Ewiger, der Du den Frieden in den Höhen (im Himmel, unter den Engeln oder den Planeten) bewerkstelligst, mache auch Frieden über Dein Volk Israel und über uns allen.“

Bei diesem Vers geht der Betende drei Schritte zurück, um zu symbolisieren, dass man Frieden nur durch Kompromisse erlangt.

# SPECIALTY COFFEE + PLANTS

P  
A  
P  
A  
G  
E  
I  
R  
E  
G  
O  
L  
D  
E  
N



			PRATERSTR. 17		
			1020 VIE		
			@GOLDENERPAPAGEI		



## Gregor Auenhammer

arbeitet seit 1988 beim *Standard*. Autor mit Schwerpunkt Zeitgeschichte, Kunst und Fotografie (*Auf den Spuren von Otto Wagner*, 2018).



## Tim Cupal

ist seit vielen Jahren Auslandsbericht-erstatte des ORF. Er ist Korrespondent in Israel und leitet seit 2019 das ORF-Büro in Tel Aviv.



## Paul Chaim Eisenberg

ist Oberrabbiner, der alle Regeln beherrscht und Ausnahmen findet, wenn er jemandem helfen will! Singt gern und macht gern Menschen eine Freude.



## Martin Engelberg

ist Psychoanalytiker, Consultant und Coach, geschäftsführender Gesellschafter der Vienna Consulting Group, Abgeordneter zum Nationalrat (ÖVP), Präsident der Sigmund-Freud-Gesellschaft, Mitbegründer, bis 2017 Herausgeber sowie ständiger Autor von *NU*.



## Michael Freund

ist freier Autor, Lehrbeauftragter am IES und an der Webster University Wien. Er leitete das Webster Mediendepartment und war Redakteur und Ressortleiter Album im *Standard*. Studium der Sozialwissenschaften in Wien, Heidelberg und New York.



## Eric Frey

ist leitender Redakteur bei der Tageszeitung *Der Standard* sowie Buchautor und Präsident der liberalen jüdischen Gemeinde von Or Chadash Wien.



## Frank Grüner

ist Professor für Osteuropäische Geschichte an der Universität Bielefeld. Seine Forschungsschwerpunkte sind u.a. Geschichte des Russischen Imperiums und der Sowjetunion, die Geschichte der Juden in Osteuropa sowie kulturelle Austauschprozesse zwischen Europa, Russland und Asien im 19. und 20. Jh.



## Otmar Lahodynsky

ist Präsident der Association of European Journalists (AEJ) und war Europaredakteur beim Nachrichtenmagazin *profil*.



## Simon Mraz

ist Kunsthistoriker und Ausstellungsmacher. Er arbeitete im Dorotheum, ehe er von 2009 bis 2020 die Leitung des Kulturforums Moskau übernahm. Seit 2021 ist er freier Mitarbeiter der Kultursektion des österreichischen Außenministeriums.



## Mark E. Napadenski

arbeitet an seinem Master in Kunst- und Zeitgeschichte und ist designer Co-Leiter des Filmfestivals This Human World.



## Rosalinda Napadenski

hat Philosophie sowie Theater-, Film- und Medienwissenschaft studiert. Sie ist ausgebildete Tanz- und Akrobatiklehrerin.



## Michael Pekler

ist Journalist und *NU*-Chef vom Dienst. Er schreibt u.a. für den Berliner *Freitag*, den Wiener *Falter* und das Zürcher *Filmbulletin*.



## Julia Rabinowich

ist Schriftstellerin, Dramatikerin und Kolumnistin. Ihr jüngster *Roman Dazwischen: Wir* ist 2022 bei Hanser erschienen.



## Michael J. Reinprecht

Der Diplomat war European Fellow an der USC in Los Angeles und davor Leiter der Nahostabteilung des Europäischen Parlaments in Brüssel sowie Direktor des Informationsbüros des EU-Parlaments in Wien. Soeben ist sein Romandebüt *Ludwig* erschienen.



## Rudolf Scholten

war 1990–1997 Bundesminister für Unterricht, Wissenschaft und Kunst (SPÖ). Er ist u.a. Präsident des Bruno-Kreisky-Fo-ums und Aufsichtsratspräsident der Wiener Festwochen.



## Andrea Schurian

ist *NU*-Chefredakteurin und Kolumnistin der Tageszeitung *Die Presse*. Die ehemalige ORF-Journalistin und Moderatorin leitete mehr als neun Jahre lang das Kulturressort in der Tageszeitung *Der Standard*.



## Savanka Schwarz

studiert Publizistik im Master und arbeitet freiberuflich für den ORF. Eine besondere Leidenschaft hat sie für Late-Night-Shows und Podcasts.



## Ronni Sinai

ist als freier Mitarbeiter für das *NU*-Magazin tätig und teilt sich mit Nathan Spasić das vorletzte Wort.



## Nathan Spasić

ist freischaffender Journalist und Fotograf aus Wien. Seinen Fokus legt er auf Themen wie Prekariat, Marginalisierung und Rechtsextremismus. Er studiert zudem an der Universität für angewandte Kunst.



## Danielle Spera

ist *NU*-Herausgeberin und Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik und Politikwissenschaft.



## Katharina Stourzh

studierte Geschichte und Französisch sowie International Relations und ist seit 2014 Abteilungsleiterin im EU- und Internationalen Dienst der Parlamentsdirektion.



## Vladimir Vertlib

wurde 1966 in Leningrad geboren und ist ein österreichischer Schriftsteller jüdischer Herkunft. In seinen Büchern beschäftigt er sich immer wieder mit den Themen Migration und jüdische Identität.



## René Wachtel

lebt als selbstständiger Unternehmer in Wien.



## Julia Windegger

ist Kuratorin am Jüdischen Museum Wien. Sie studierte Politikwissenschaft an der Universität Innsbruck mit den Forschungsschwerpunkten Erinnerungspolitik und Antisemitismus, derzeit Studium der Judaistik.

## Impressum

**HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER**  
Arbeitsgemeinschaft  
jüdisches Forum  
Gölsdorfgasse 3, 1010 Wien

**STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM**  
Danielle Spera (Herausgeberin)  
Andrea Schurian (Chefredakteurin)  
Michael Pekler (Chef vom Dienst)  
Vera Ribarich (Lektorat)  
Nathan Spasić (Online)

**SATZ & LAYOUT**  
Richard Klippfeld  
**DRUCK**  
Riedeldruck GmbH  
Bockfließstraße 60,  
2214 Auersthal

**OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ**  
Verein Arbeitsgemeinschaft  
jüdisches Forum mit Sitz in  
1010 Wien, Gölsdorfgasse 3

Obfrau: Danielle Spera

Grundsätzliche Richtung:  
**NU** ist ein Informationsmagazin für  
Juden in Österreich und für ihnen  
nahestehende, an jüdischen Fragen  
interessierte Menschen.  
**NU** will den demokratischen  
Diskurs fördern.

KURIER

*An alle, die  
den Überblick  
bewahren  
möchten.*

P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien  
Zulassungsnr.: 02Z033113M